

Michael Albus

Rupert Neudeck

Man muss etwas riskieren

Michael Albus

Rupert Neudeck
Man muss etwas
riskieren
Menschlichkeit ohne Kompromisse

Claudius

DR. MICHAEL ALBUS



Jahrgang 1942, Studium der Theologie und Germanistik, Honorarprofessor an der Universität Freiburg, lange Jahre beim ZDF verantwortlich für kirchliche Berichterstattung und das Kinder- und Jugendprogramm, u.a. Kommentator in „heute“ und „heute journal“. Mitbegründer der *Grünhelme* gemeinsam mit Rupert Neudeck. Zahlreiche Buchveröffentlichungen zu gesellschaftlichen und religiösen Themen.



Bibliografische Informationen Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Claudius Verlag München 2015
Birkerstraße 22, 80636 München
www.claudius.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Lektorat: Das Verlagsbüro, Andernach
Umschlaggestaltung und Layout Innenteil: Mario Moths, Marl
Druck: Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-532-62474-6

Inhalt

- 9 Vorwort
- 11 Rupert Neudeck – Es kommt darauf an, was man aus dem macht, was mit einem gemacht worden ist
Lebenswenden
- 13 Frühe Erinnerungen aus Danzig
Wegmarken und erste Wenden
- 14 Wer zu spät kommt, wird belohnt
Die Flucht
- 21 Vater und Mutter
Prägende und wichtige Persönlichkeiten
- 22 Ein ganz gewöhnliches Leben
Jugendträume
- 24 Ich wollte mitgestalten
Erstes Interesse an Politik
- 25 Zwischendurch mal fasziniert
Das andere Geschlecht
- 26 Diese singenden Menschen an den Grenzen
Der Ungarn-Aufstand 1956
- 28 Es musste Jura sein
Beginn des Studiums
- 29 Theologie – etwas Radikales
Der erste Wechsel
- 32 Ich hatte die Wahl
Weltpriester oder Ordensmann?
- 34 Diese Lebens- und Glaubensform hat mich fasziniert
Eintritt in das Noviziat der Jesuiten

- 35 Faszinierend
Radikalität, Strenge und Disziplin
- 37 Alles zu ernst genommen
Krankheit – Austritt aus dem Orden
- 40 Gesund studieren
Erste Berührung mit Sartre und Camus
- 42 Erste journalistische Arbeit
Ende des Studiums
- 43 Und hätte der Liebe nicht
Begegnung mit Christel
- 45 Leben ohne Randbemerkungen
Michael Albus
- 48 Endlich Journalist
Erste Arbeitsstelle und Durchgangsstation
- 52 Es war wunderbar
Freie Tätigkeit als Journalist
- 54 Radikalität muss übertragen werden
Die Entdeckung der Politik
- 56 Politische Ethik
Albert Camus und Jean-Paul Sartre
- 58 Man muss sich schämen, allein glücklich zu sein
Grundlage der humanitären Arbeit
- 63 Camus – Sisyphos und Rebell
Zu seinem Tod vor fünfzig Jahren am 4. Januar 1960
- 67 Übereinstimmung und Konflikt
Camus und Sartre
- 72 Liebenswürdig hat er meine Fragen angehört
Die persönliche Begegnung mit Sartre
- WORTWECHSEL**
- 76 Institutionen sind mir egal
Zu den Widersprüchen stehen
- 83 Radikalität
Eine durchlaufende Perspektive

- 87 Rettung auf hoher See
Cap Anamur
- 90 Grenzen der journalistischen Distanz
Michael Albus
- WORTWECHSEL**
- 91 Als Journalist klar und offen Farbe bekennen
Rollenverstoß
- 94 Ich bin ja kein Einzeltäter
Ruhepunkte
- WORTWECHSEL**
- 96 Dominierend ist die Freude
Zwei kurze Fragen noch
- 98 Riskante Freiheit
Zwischen Schicksal und Selbstbestimmung
- 101 Im Räderwerk – Zwischen Sicherheit und Freiheit
Michael Albus
- 103 Was man begonnen hat, führen andere zu Ende
Wir haben Neues angefangen
- 106 Muslime nicht verachten
Der 11. September 2001 und die Folgen – Grünhelme
- 110 Neue Wege gehen, um Altes zu tun
Personen und maßgebende Menschen
- 115 Rastlosigkeit und (k)ein Ende – Wie soll es weitergehen?
Michael Albus
- WORTWECHSEL**
- 116 Wir sind alle aus krummem Holz geschnitzt
Wo komme ich her? Wo gehe ich hin?
- 124 Im Feuer singen – Kein Fazit, aber ein Schluss
Michael Albus
- 126 Biografische Notiz
- 128 Personen und Begriffe
- 142 Textnachweise

Ich kenne Rupert Neudeck seit vielen Jahren. Zuerst als Journalisten. Dann auch als Freund.

Er ist ein sympathischer Mensch. Einer, der wortwörtlich zur Sympathie, zum Mit-Leiden, zum Mit-Gefühl fähig ist. Das hat mich ihn von Anfang an sympathisch sein lassen. Aber ich bekam im Laufe der Jahre auch seine Ecken und Kanten zu spüren.

An einem Sonntag im Februar 2014 habe ich mich mit ihm in seinem Haus in Spich bei Köln zusammengesetzt und versucht, in einem Durchgang sein Leben mit ihm abzuschreiten. Dieses Gespräch haben wir auf Band festgehalten.

Das, was er gesagt hat, habe ich nur geringfügig umgearbeitet und ein wenig strukturiert, in eine Form gebracht. Seine Erzählungen haben etwas „Unfertiges“ an sich. Aber das passt gut zu ihm, wie mir scheint. Deswegen wollte ich es im Wesentlichen auch so lassen. Aus dieser Weise des Vorgehens ergab sich dann auch die Methodik und die Struktur des Textes: Zum einen ist da der Bericht von Rupert Neudeck über die inneren und äußeren Stationen seines Lebens. Zum andern ergab sich aus dem Fluss des Erzählens immer wieder die Gelegenheit oder auch die Notwendigkeit der Nachfrage, des Wortwechsels, und schließlich habe ich an einigen Stellen das Gehörte durch eigene Gedanken und Anmerkungen vertieft. Die eingearbeiteten Fremdtexpte sind ein Angebot, das Gehörte auf eine andere Ebene des Nachdenkens zu bringen und aus anderen Perspektiven zu beleuchten.

Erklärungen für Begriffe und Namen, die nicht sofort eingän-

gig oder bekannt sind, biografische Daten und Textnachweise finden sich, alphabetisch geordnet, am Ende des Buches.

Durch die Gespräche mit Rupert Neudeck habe ich ein wenig begriffen, was das Wort „Lebenswenden“ heißen kann: Nichts ist fertig. Alles ist im Fluss.

Michael Albus

Rupert Neudeck – Es kommt darauf an, was man aus dem macht, was mit einem gemacht worden ist

Lebenswenden

Warum ein Buch zum Thema Lebenswenden gemeinsam mit und über Rupert Neudeck, dem Geradlinigen, dem Kämpfer und Radikalen? Steht sein Leben nicht für Unbeugsamkeit?

Hört man Rupert Neudeck zu und begleitet ihn durch seine Erinnerungen, entdeckt man ein anderes Bild: das eines Suchenden, der auch radikale Lebenswenden nicht scheut. Von der Universität ins Priesterseminar, vom Seminar ins Jesuitenkloster, die Flucht vor der eigenen Radikalität aus dem Kloster zurück zur Universität, diverse Neustarts in seiner Arbeit als Journalist. Und schließlich Cap Anamur und die Grünhelme.

Deutlich wird, auf welcher Basis sein unbedingter Wille, nicht aufzugeben steht. Trotz und gerade wegen seiner Lebenswenden.

Normalerweise geht alles seinen gewohnten Gang. Der Mensch wird gezeugt. Er wird geboren. Er liebt. Er hasst. Er leidet. Er freut sich. Er trauert. Er wird alt. Und er stirbt. Das kann mal eine längere, mal eine kürzere Strecke sein, dieses Leben. Der Mensch kommt hinein, ohne gefragt zu werden. Er muss hinausgehen, ohne Einwilligung. Es ist bestimmt. Den einen trifft es hart. Den anderen weniger hart. Es trifft jeden – irgendwie, irgendwann.

Das sind die Fakten. Aber was besagen die Fakten? Sie beschreiben nur unzureichend das geheimnisvolle Leben zwischen Zeugung, Geburt und Tod. Sie sagen nichts aus über das Davor und das Danach. Und doch sind sie davon ganz und gar bestimmt.

Viel Freiheit bleibt nicht. Das meiste ist gemacht, wenn man anfängt zu machen. Aber das ist schon viel.

Frühe Erinnerungen aus Danzig

Wegmarken und erste Wenden

Nicht immer ist der gewohnte Gang der übliche Lebenslauf. Vieles wendet sich zwischen Geburt und Tod. Zum Teil kann man es mitmachen, zum Teil wird es mit uns gemacht.

Oft befinden sich die Wenden an keinen fixen Punkten oder Daten. Viel öfter sind es schleichende, fließende, strömende Übergänge, deren entscheidende Momente nicht oder nur schwer festzumachen sind. Sie greifen ineinander, gehen ineinander über. Zweideutigkeiten, Mehrdeutigkeiten sind die Regel.

Lebenswenden haben ihre Voraussetzungen und haben ihre Bedingungen. Die Bedingungen und Voraussetzungen haben ihrerseits wieder Bedingungen und Voraussetzungen und so weiter... Auch das gilt für Zeugung, Geburt, Herkunftsfamilie, Liebe, Freundschaft und Sterben und Tod.

Schaut man sich unter diesen Prämissen das Leben von Rupert Neudeck an, dann ist alles folgerichtig. Von Anfang an. Dann sind die Brüche, das Gelingen, die Tiefen und Untiefen, das Scheitern und Neubeginnen folgerichtig.

Rupert Neudeck kann einem wie ein Getriebener erscheinen, der von einer Herausforderung in die nächste gezogen, von einer großen, manchmal unerklärlichen und geradezu verstörenden Unruhe bestimmt wurde. Er selber wusste oft nicht wie ihm geschah. Weniges nur konnte er selbst bestimmen. In Vieles wurde er hineingezogen und hat erst nachträglich darin einen Sinn erkennen können. Sein Leben ist nicht eindeutig. Aus dem Vieldeutigen hat er aber einige wichtige Eindeutigkeiten gewinnen können.

Rupert Neudecks Unruhe ist meine, unsere Unruhe. Da bäumt sich etwas auf, was nicht zur Ruhe kommen will. Etwas Radikales, ja zuweilen Rigoroses. Etwas Gefährliches auch. Rupert Neudecks Leben ist eine gefährliche Erinnerung.

Rupert Neudeck hat sich geschämt, alleine glücklich zu sein. Etwas von dieser Scham könnte auch uns beschämen. Es könnte uns aufregen.

Hören wir ihm zu.

Michael Albus

Die prägendste Erinnerung an meine frühe Kindheit ist die Flucht aus meiner Heimatstadt Danzig am 30. Januar 1945. Ich weiß noch genau, was geschehen ist. Alle Bilder sind noch da. Ich selbst würde es keinem glauben, der mir erzählt, dass er noch solche Erinnerungen an seine Zeit als Fünfjähriger hat. Aber das war für mich so eindrücklich, dass mir alles noch ganz lebendig vor Augen steht.

Ich erinnere mich gut an den Gutshof in Danzig-Werder, den ein Bruder meiner Mutter besaß. Dieser Hof war für uns Kinder etwas ganz Wunderbares. Da gab es Tiere und eine große Feldwirtschaft. Die Tiere faszinierten mich so sehr, dass ich den ganzen Tag dort unterwegs war. Ich habe zugesehen, wie ein Pferd sein Junges bekommen, oder ein Fuchs die Hühner gejagt und gleich ein paar von ihnen mitgenommen hat.

Auf diesem Gutshof lebten auch polnische Knechte und Mägde, das Gesinde, wie man sagte. Erst im Nachhinein ist mir klar geworden, dass es damals in dieser Gegend eine richtige Klassenteilung zwischen Deutschen und Polen gab. Die polnischen Landarbeiter wohnten in einem eigenen Haus und wurden von den Deutschen verachtet.

Aber das sind alles nur marginale Erinnerungen.

Wer zu spät kommt, wird belohnt

Die Flucht

Meine genaue Erinnerung beginnt mit den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges, mit dem Einmarsch der Roten Armee in Danzig und mit unserer Flucht nach Gdingen, das damals Gotenhafen hieß.

Wir sind, wie es am Ende des Krieges in allen Teilen Ostdeutschlands üblich war, mit der Mutter losgezogen. Der Vater war irgendwo im Krieg. Wir wussten nicht genau wo. Vermutlich in Norwegen, in der Gegend von Tromsø.

Ich floh gemeinsam mit meiner Mutter und mit meinen drei Geschwistern. Der Jüngste war gerade einmal eineinhalb Jahre alt. Er verdrehte plötzlich die Augen und wurde schwer krank. Wir hatten ihn fast schon aufgegeben. Aber dennoch wurde er im Kinderwagen mitgezogen.

Zu uns vier Geschwistern kamen noch eine Tante und die Oma. Also eine richtige Frauenwirtschaft. Wir sind aufgebrochen, weil alle anderen auch die Flucht antraten. Man musste zusehen, dass man sich vor der Roten Armee, deren Einmarsch kurz bevorstand, in Sicherheit brachte. Wir wussten, dass in Gdingen Schiffe lagen, mit denen man nach Westen entkommen konnte.

An einem unglaublich kalten Wintertag, der nur während der Mittagszeit ein wenig durch die Sonne aufgeheitert wurde, sind wir zum Hafen gekommen. Einer meiner Onkel, Rudi Sagendorf, kam auf meine Mutter zu und hat sie fürchterlich beschimpft, weil wir so spät gekommen waren. Wir Kinder waren ganz aus dem Häuschen. Onkel Rudi hatte nämlich Karten für das Schiff, das

gerade, als wir ankamen, aus dem Hafen auslief. Ich sehe es noch vor mir: ein riesengroßes, weißes Schiff. Es wirkte in der Sonne noch schöner als sonst – ein unglaubliches Bild – und war vollgepackt mit Menschen. Da war für uns also nichts mehr zu machen.

Dann sind wir auf einen Kohlendampfer gestiegen, der uns mitnehmen wollte. Aber ein Arzt sagte meiner Mutter, dass wir Kinder darauf erfrieren würden, weil abzusehen war, dass der Dampfer noch einige Stunden im Hafen liegen würde. Dieser letzte Kriegswinter im Osten war zu allem Unglück auch noch wahnsinnig kalt. Wir sind dann in einem Seemannsheim untergekommen, von dem ich noch weiß, dass es ganz warm war. Ein wunderschönes Gefühl, sich aufwärmen zu können.

Um 23 Uhr abends wurden wir dann alle durch die Nachricht geweckt, dass das große weiße Schiff, das wir verpasst hatten, es war die „Wilhelm Gustloff“, von der russischen Kriegsflotte torpediert worden war. Und es war auch schon sicher, dass die Mehrzahl der Menschen, am Ende waren es 9500, die auf diesem Schiff waren, im eiskalten Meer ertrunken oder erfroren sind.

Das hat für mein Leben eine ganz besondere Bedeutung: Dieses Gefühl, wenn man zu spät kommt, wird man belohnt! Nicht, dass man bestraft wird, wenn man zu spät kommt.

Wir sind dann wieder dorthin zurück, wo wir hergekommen waren und haben den Einmarsch der Roten Armee erlebt. Ganz furchtbar, grausam und schrecklich! Als Kinder hatten wir jedoch den Schrecken nicht so miterlebt. Aber wir sahen ihn auf den Gesichtern der Erwachsenen. Meine Mutter ist ganz sicher vergewaltigt worden. Das hat sie auch später gesagt. Es gab fast keine Frau, die von den russischen Soldaten nicht vergewaltigt wurde. Besonders die Mütter waren voller Angst um ihre älteren Töchter, dass sie auch noch vergewaltigt würden. Sie mussten sich als Jungen anziehen. Auch meine ältere Schwester hat sich als Junge verkleidet.

Wir waren also wieder in Danzig. Dort sind wir dann in kurzer Folge ein paar Mal umgezogen. Vor einiger Zeit habe ich in

Danzig die Stationen von damals nachgehen können. Zuerst von Danzig-Langfuhr aus, wo ich geboren bin, nach Oliva, einem anderen Danziger Stadtteil, dann nach Ludolfine, wo uns eine kleine Notunterkunft zugewiesen wurde.

Dort erlebte ich für mich ein emblematisches, positives Bild von Kirche. Ein Franziskanerpater kam zu uns, der unter seiner Kutte ein Brot hatte. Und dieses Brot gab er meiner Mutter. Ein unglaubliches, ein wunderschönes Bild! Ich kann es nie vergessen.

In Ludolfine wussten wir aber bald, dass wir von dort wieder wegmussten, weil die Situation für uns immer gefährlicher wurde. Ein fürchterlicher Bandenkrieg war entbrannt: Polnische und russische Banden, die von Ostpreußen durch Danzig kamen, kämpften gegeneinander.

Ein Bild dieser Tage blieb mir auch nachdrücklich in Erinnerung: Eine Mutter, die in einem Treck mitkam, hatte ihr Kind auf dem Schlitten. Das Kind flog in den Schnee, aber die Mutter ging immer weiter. Alle schrien und schrien und schrien, aber die Mutter ging immer weiter. Sie bekam das gar nicht mehr mit. Man musste ihr das Kind hinterhertragen. Die Lage war verzweifelt. Es herrschten nur noch Verzweiflung, Chaos und Anarchie.

Im Juni 1945, drei, vier Monate später, sind wir dann mit einem Treck endgültig losgezogen. Nun begann unsere richtige Flucht nach Westen. Wir hatten nur ein ungefähres Ziel. Wir wussten, dass ein Onkel von uns in Köthen bei den Junkers-Werken arbeitete. So sind wir über Stettin in Richtung Dessau gezogen. Wir kamen in ein Dorf, Wolsdorf hieß es, wo wir bei einer Bauernfamilie untergebracht wurden. Wir haben dann ein Jahr dort gelebt.

Alles geschah immer in der gleichen Besetzung: die Frauen ganz allein, kein Mann dabei. Das alles zu erzählen, würde ein eigenes Kapitel füllen. Für meine Mutter war das eine wahnsinnige Strapaze, für die wir sie später immer wieder bewundert haben.

Immer neue Erinnerungen an diese Fluchtwochen überfallen mich. Wir sind damals einfach losgezogen. Zu Fuß. Wir besaßen

keinen Wagen, auch keinen Leiterwagen. Die Landbevölkerung hatte wenigstens noch Leiterwagen. Manchmal bekamen wir völlig überraschend einen Zug. Auf dem hat man sich einen Platz erkämpft. Die Züge waren total überfüllt. Manchmal waren wir voneinander getrennt und meine Mutter musste aufpassen, dass die Kinder beieinander blieben und nicht verloren gingen. Einmal fuhr der Zug schließlich los – aber zurück. Zehn Kilometer! Genau die Strecke, die wir vorher zu Fuß gegangen waren.

Zu essen gab es nicht viel. Während der Vorbereitung auf die Flucht hatte meine Mutter Brot geröstet. Das war auch so ziemlich alles, was wir an Verpflegung dabei hatten. Ich habe erst viel später die ungeheure Leistung schätzen können, die die Frauen in dieser schrecklichen Zeit erbracht haben, erbringen mussten. Alles war einfach unbeschreiblich schrecklich.

Ich habe zum ersten Mal in meinem Leben Menschen tot hinfallen sehen. Da hat man als Kind erst einmal ganz banal gefragt: „Ja, warum ist der jetzt tot umgefallen?“

Als wir schließlich in Wolsdorf ankamen, geschah etwas, was für den Zusammenbruch der Naziherrschaft ganz typisch war: Ein Zug entgleiste in der Nähe. Die gesamte Bevölkerung des Dorfes machte sich auf zur Unglücksstelle. Es war ein Versorgungszug für die „Goldfasanen“, wie man damals sagte, für die Bonzen und hohen Funktionäre von Staat und Partei, die Versorgungsgüter für die schlechte Zeit, die sie kommen sahen, gebunkert hatten. Das war ein irres Glück, davon noch was zu bekommen.

In Wolsdorf bin ich dann auch zum ersten Mal in eine Schule gegangen. Dort hat sich durch einen Zufall, den es angeblich nicht geben soll, etwas Wichtiges für uns ereignet: Wir fuhren mit der Mutter im Zug nach Köthen und saßen in einem Abteil zusammen mit einer anderen Frau mit Kindern. Mutter warnte diese Frau vor uns, weil wir Läuse hatten. So ergab sich ein Gespräch. Und tatsächlich wusste diese Frau von Verwandten von uns aus Köthen, die nach Westen gegangen waren. Sie waren zu einem anderen Zweig der Verwandtschaft bei Schwerte und Hagen, am Rande

des Ruhrgebietes gezogen. Und diese Frau wusste auch, dass mein Vater dorthin vom Militär entlassen wurde. Das war – nach neun Monaten – für uns das Signal: Da müssen wir hin!

Wir sind also nach Westen aufgebrochen. Die Situation war damals schon so, dass man das bei Nacht machen musste, um über die Zonengrenzen zu kommen.

Schließlich kamen wir in Hagen in Westfalen an. Dort sahen wir zum ersten Mal die Folgen des Bombenkrieges, den es bei uns im Osten so nie gegeben hatte: Trümmerfelder, große Trümmerfelder.

In Hagen haben wir dann auch meinen Vater getroffen. Das war eine wahnsinnig glückliche Fügung, wenn man das Chaos bis dahin bedenkt. Wir waren wieder als Familie zusammen.

Dort fanden wir auch ein Quartier für vier Jahre. Wenn man das heute erzählt, sagen die Leute: „Ach, wie furchtbar!“ Das war aber gar nicht furchtbar. Im Gegenteil! Das war einfach toll! In Hagen gab es Zwangsbewirtschaftung. Etwas, was ich später immer wieder in anderen Ländern gesehen habe. Und dass man das in Kriegssituationen einfach machen muss: Ganz diktatorisch durchgreifen und Flüchtlingsfamilien in private Quartiere setzen mit der festen Versicherung, dass sie nicht rausgeschmissen werden können.

Wir wurden in eine Getreidemühle in Schwerte an der Ruhr eingewiesen. Vier Jahre haben wir da gelebt. Dort wurde dann 1948 zu unserer großen Freude mein jüngster Bruder geboren. Das kann man sich heute, angesichts des herrschenden, total ökonomisierten Denkens, gar nicht mehr vorstellen. Die Lebensfreude war nach den Entbehrungen, die man auf sich genommen hatte, so groß, dass man alles gierig aufgenommen hat.

Mein Vater bekam 1949 eine Anstellung am Gymnasium in Hagen. 1950 bekamen wir per Zuteilung durch den „ungemein sozialen Wohnungsbau“, wie mein Vater sagte, eine Wohnung mit vier Zimmern. Ich sehe immer noch uns Kinder ohne Unterlass durch diese Wohnung laufen, von einem Zimmer ins andere, weil

wir uns gar nicht vorstellen konnten, dass es eine Wohnung gibt, durch die man laufen kann. Das war einfach ein göttliches Gefühl, fast eine erste Erfahrung von Freiheit. In Hagen begann meine Jugendzeit.

KOMMT EINER VON FERNE

Kommt einer
von ferne
mit einer Sprache
die vielleicht die Laute
verschließt
mit dem Wiehern der Stute
oder
dem Piepen
junger Schwarzamseln
oder
auch wie eine knirschende Säge
die alle Nähe zerschneidet –

Kommt einer
von ferne
mit Bewegungen des Hundes
oder vielleicht der Ratte
und es ist Winter
so kleide ihn warm
kann auch sein
er hat Feuer unter den Sohlen
(vielleicht ritt er
auf einem Meteor)
so schilt ihn nicht
falls dein Teppich durchlöchert schreit –

Ein Fremder hat immer
seine Heimat im Arm
wie eine Waise
für die er vielleicht nichts
als ein Grab sucht.

Nelly Sachs

Vater und Mutter

Prägende und wichtige Persönlichkeiten

Ich kann gar nicht sagen, wer von den beiden, Vater und Mutter, mich mehr geprägt und bestimmt hat. Beide waren auf ihre unverwechselbare Art wichtige Persönlichkeiten für mich. Ich kann nicht sagen, dass der eine „mächtiger“ war als der andere.

Meine Eltern haben mir wichtige Grundhaltungen vermittelt. Vor allem die totale Zuverlässigkeit. Das, was für Kinder auf der ganzen Welt von überragender Bedeutung ist, das haben wir gerade in einer so schlimmen Zeit, mit einer damals nicht bewussten Wonne erlebt: die totale Zuverlässigkeit. Ich wüsste niemand auf der Welt, dem ich so dankbar sein sollte wie meiner Mutter und meinem Vater.

Ein ganz gewöhnliches Leben

Jugendträume

In meiner Jugend hatte ich natürlich auch Träume. Sie bezogen sich vor allem auf Fußball. Mein jüngerer Bruder und ich waren begeisterte Fußballer. Und wir waren bekannt als gute Fußballer. Mein Bruder war besser, weil er kräftiger war als ich. Beide waren wir im Verein, bei der DJK, die Deutsche Jugendkraft. Das war unser Verein. Er wurde von einem populären Franziskanerpater geleitet. Pater Justin stand bei Spielen immer am Spielfeldrand und hat geschrien. Dritte Kreisklasse waren wir – gar nicht so schlecht. Und wir wollten natürlich wie Berni Klodt werden oder wie Helmut Rahn. Ich war mehr für Berni Klodt. Das hatte auch damit zu tun, dass ich erfahren hatte, dass er Messdiener gewesen war. Das hat ihn mir noch „größer“ werden lassen als er schon war.

Wir wollten genau das, – ein interessanter Vergleich – was junge Afrikaner sich heute bei uns wünschen, weil sie dann ein Visum bekommen für Deutschland: große Fußballer werden.

Das war mein Traum. Sport spielte für mich eine ganz gewaltige Rolle.

Ich habe 1950 noch die Altherrenmannschaft von Schalke 04 gesehen, auf dem Platz vom VfL Schwerte. Die Schalcker haben einen Fußball gespielt, der war so toll, dieser „Schalker Kreisel“, der so reibungslos funktionierte, dass dieses Spiel in Schönheit erstarb. Meine Bewunderung hält bis heute an. Schalke 04 ist mein Verein. Nicht Bayern München, nicht Borussia Dortmund, sondern Schalke 04. Auch das hat mit Kindheitserinnerungen zu tun.

Fernsehen habe ich 1954 zum ersten Mal gesehen. Es war das

Endspiel der Fußballweltmeisterschaft in Bern. Das konnte ich aber nur sehen, weil ich in ein großes Restaurant in der Nähe ging. Da standen unglaublich viele Menschen zusammen, die alle auf den kleinen Fernsehschirm starrten. Als das Spiel zu Ende und Deutschland Weltmeister war, standen alle auf und sangen: „Deutschland, Deutschland über alles...“ – die erste Strophe. Leute, die sonst miteinander verfeindet waren, lagen sich in den Armen und jubelten.

Berufswünsche hatte ich in dieser Zeit noch keine. Es hat mich aber alles interessiert, was mit Zeitung und Radio zu tun hatte. Zu meinem Leidwesen erhielten wir die Fußballergebnisse vom Sonntag erst am Dienstag, weil die „Westfalenpost“ damals nur dreimal in der Woche erschien.

Aber dann bekamen wir Kinder 1949 zu Weihnachten ein Radiogerät geschenkt, ein Grundig-Radio. Und das Tollste daran überhaupt war, dass wir dadurch die Fußballergebnisse schon am Sonntag bekommen konnten und nicht erst am Dienstag. Zeitungen, die „Westfalenpost“, Informationen, Nachrichten waren für mich schon damals etwas sehr Wichtiges.

Irgendwo habe ich noch ein Heft, das ich mir mit Bildern und Nachrichten über den „christlich-kommunistischen Krieg“ in Korea zusammengestellt hatte. Für mich war damals ganz klar: Die Bösen, die Kommunisten, die Teufelsanbeter bedrohen die Guten im christlichen Westen. Dafür führten sie in Korea (1953) diesen Krieg.

In Hagen habe ich schließlich mein Abitur gemacht und bin dann weggegangen. Meine Eltern haben bis zu ihrem Tod dort gelebt. Meine Schwester auch.

Ich wollte mitgestalten

Erstes Interesse an Politik

Eine sich mehr und mehr herauskristallisierende Zukunftsvorstellung war, dass ich irgendwie „in die Politik“ gehen wollte. Aber schon bei der Wahl zum Schulsprecher an unserem Gymnasium gab es damals heftige Schiebereien und Kämpfe. Schon früh habe ich so erlebt, dass Politik auch immer „unrein“ sein kann.

Da ich aber in die Politik wollte, war für mich bald klar, dass ich Jura studieren sollte. Im Rahmen einer Primanerakademie, die das Aloisius-Kolleg in Bad Godesberg veranstaltete, lernte ich den jungen, grazilen Aufsteiger Rainer Barzel kennen, dessen Name damals durch alle Medien ging. Er hatte auch deswegen einen großen Ruf, weil er schnell nach seinem juristischen Staatsexamen eine Karriere in der Politik hinbekommen hatte. Ich dachte: Das ist der Weg für mich: Jura! Dann habe ich das, so meine Vorstellung, was man für die Politik braucht. Sonst hatte ich keine Ahnung. Aber Jura studieren, das war ohne jede Frage für mich klar.

Den Glauben oder die Vorstellung, dass ich mit Politik etwas in der Welt verbessern könne, hatte ich damals nicht. Aber auch nicht, dass Politik etwas mit „dreckigem Geschäft“ zu tun hatte.

Mein Vater war ein sehr konservativer CDU-Mann. Er brachte mich dazu, in die Junge Union einzutreten. Ich habe den alten Konrad Adenauer noch erlebt, auf dem Marktplatz in Schwerte, in seiner unglaublich eindrucksvollen Art, in seiner geraden und einfachen Sprache. Ich war davon überzeugt, dass wir in einer neuen Zeit lebten und diese Zeit gut nutzen sollten. Ich wollte mitgestalten und meinen Beitrag leisten.

Zwischendurch mal fasziniert

Das andere Geschlecht

Mädchen und Frauen haben in dieser Zeit eine geringe Rolle für mich gespielt. Das kam alles erst später. Ich war an allem anderen mehr interessiert, was um mich herum geschah. So wie das heute ist, war es damals noch nicht. Natürlich war ich zwischendurch mal fasziniert von einem Mädchen, das ich nicht erreichen konnte. Aber diese Faszination verschwand wieder.

Ich kann auch nicht sagen, dass mich in dieser Frage die Kirche irgendwie gequält oder bestimmt hat. Überhaupt nicht. Die Franziskaner, die bei uns arbeiteten, waren völlig in Ordnung. Ich hatte zu ihnen ein gutes Verhältnis.

Wie gesagt, ich war mal wieder fasziniert von einem Mädchen, das öfters auf dem Trümmergrundstück in der Schillstraße war, wo wir spielten. Ich konnte es aber nicht erreichen. Ende! Alles war überlagert von der Frage: Was mache ich nach dem Abitur? Das Verhältnis zum anderen Geschlecht hatte keine dominante Funktion. Es war nicht so wichtig für mich.

Diese singenden Menschen an den Grenzen

Der Ungarn-Aufstand 1956

Ich will noch ein Erlebnis schildern, das für meine Faszination von Politik im Positiven bezeichnend war.

Der Ungarn-Aufstand 1956 faszinierte mich. Wir saßen am Radio und sahen die Bilder in den Zeitungen: Diese singenden Menschen an den Grenzen! Das war eine wunderbare Revolution mit dem Helden Pál Maléter. Wir waren so fasziniert! Und dann wurde diese Revolution mit Panzern in Budapest niedergeschlagen!

Auf dem Weg zu meiner Schule, dem Fichte-Gymnasium, standen Schaukästen, in denen man die Zeitung, die „Westfalenpost“ vom nächsten Tag lesen konnte. Dort erfuhr ich, dass es am nächsten Tag eine große Kundgebung gegen die sowjetische Invasion in Ungarn im Hofgarten in Bonn geben sollte. Mit Theodor Litt. Ich bin von diesem Schaukasten direkt, ohne Zögern oder Zweifel, spontan zum Bahnhof gelaufen, habe eine Fahrkarte nach Bonn gelöst und voller Begeisterung an dieser Demonstration teilgenommen.

Anschließend bin ich zu einer Tante in der Stadt gegangen. Dort haben meine Eltern dann auch erfahren, wo ich abgeblieben war. Ich bin ja an diesem Tag einfach nicht zur Schule gegangen. Noch einmal: Es gab keinen Sekundenbruchteil an Überlegung, ob ich das tun durfte oder konnte. Nein, ich musste das einfach tun! Ich sah das und ging zum Bahnhof. Ich musste mich nicht entscheiden. Es war für mich klar, dass ich dahin musste. Fertig!

Wichtig war für mich, dass ich Theodor Litt sah und hörte. Er redete, ohne ein Papier vor sich zu haben, druckreif. Wunderbar!

Mich faszinierte diese erste Befreiungsbewegung in meinem Leben. Den Berliner Aufstand vom 17. Juni 1953 hatte ich nicht so mitbekommen, da war ich noch zu jung. Aber im Falle Ungarn war es diese Zeitung im Schaukasten, die Ankündigung der Demonstration. Da musste man doch in ganz Deutschland wach werden und dahin fahren! Das ging auch schon, weil die Züge wieder fuhren.

Da zeichnete sich eine Grundfigur meines Lebens ab: Man muss etwas tun, ohne lange vorher zu überlegen, ohne zu fragen, ob es überhaupt geht, ob man genug Geld dazu hat. Man muss etwas tun.

1958 habe ich dann in Hagen mein Abitur gemacht. Als meine Großmutter mich dazu beglückwünschte, sagte sie zu mir, dass ich von nun an zu den „besseren Leuten“ gehörte. Das fand ich furchtbar. Am liebsten hätte ich kein Abitur gehabt. Mir war zwar klar, dass das eine Gunst, eine Chance war, für die meine Eltern auch gesorgt hatten. Aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass ich dadurch zu den „besseren Leuten“ gehörte. Das war mir fremd. Beim Fußball hatte ich eine andere wichtige Erfahrung gemacht: Da waren alle beieinander, die Großen und die Kleinen, die Meister und die Lehrlinge. Die Lehrlinge waren stärker, die konnten besser laufen, die waren fixer. Das war eine egalitäre Erfahrung.

Es musste Jura sein

Beginn des Studiums

Dann begann das Studium. Wie gesagt: Für mich war klar, dass ich Jura studieren musste. Eine Zeit lang dachte ich auch an Volkswirtschaft. Als ich aber hörte, dass Volkswirtschaft im Studienplan auch juristische Vorlesungen und Seminare hatte, war das für mich kein Widerspruch. Ich musste Jura studieren.

Ich habe mich dann an der Bonner Universität eingeschrieben.

Meine Schwester war auch schon in Bonn. Ich bekam ein Studentenzimmer, eine Bude, wie man damals sagte. Mein erstes Semester war ein Wintersemester und ich musste noch Kohlen aus dem Keller holen. Und da ich in Bonn-Hersel wohnte, zwischen Bonn und Köln gelegen, musste ich auch fahren.

In diesem einen Semester habe ich viel gelernt. Ich weiß nicht, ob es ein Schlüsselerlebnis gab oder nicht – jedenfalls war mir ganz schnell klar, dass Jura doch nicht das Ding war, das ich machen wollte. Ich wollte etwas machen, durch das ich direkt mit Menschen zu tun bekommen würde.

Sehr wichtig war für mich die Katholische Studentengemeinde, denn man ist in einer solchen Anfangssituation – neuer Ort, neue Menschen, neues Tun – zunächst sehr allein.

Theologie – etwas Radikales

Der erste Wechsel

Die Katholische Studentengemeinde war unter anderem deswegen für mich so wichtig, weil wir dort gemeinsam überlegten, auch anderes als unsere rein intellektuellen Beschäftigungen zu tun. An der Universität hatten wir ja nur gelernt, gelesen und Arbeiten geschrieben. Da mussten wir einfach zwischendurch mal raus.

Jeden Samstag haben wir aus einem Slumviertel, das es auch in jeder Stadt in Deutschland gibt – in diesem Fall Bonn-Dransdorf –, die Kinder aus den kinderreichen Familien zusammengeholt, sind mit ihnen auf dem Schiff über den Rhein gefahren und zum Drachenfels hoch gegangen, oder mal auf den Fußballplatz, einen ganzen Tag lang. Die Eltern waren unglaublich dankbar, weil sie so Entlastung bekamen und in ihrer Wohnung etwas ausbessern oder einkaufen konnten.

Diese Aktivitäten waren sehr prägend für mich. Da waren auch ein paar Theologen dabei. Das hat ganz sicher den Ausschlag gegeben, dass ich nun auf einmal Katholische Theologie studieren wollte. Ich habe Theologie studiert, weil ich faszinierende Theologen kennen gelernt habe, und natürlich auch wegen der Inhalte. Beides war entscheidend für diesen Wechsel, für diese Wende. Aber in erster Linie waren es die Menschen, die ich kennenlernen durfte.

Eine frühere Geschichte fällt mir dabei wieder ein: 1956 oder 1957, das weiß ich nicht mehr genau, war ich mit meinem Bruder Rainer beim Bauorden, beim „Speckpater“ Werenfried van Straaten. Das Ganze war faszinierend und auch gut organisiert. Auf ei-

nem Berg bei Wuppertal-Elberfeld wurde eine Siedlung gebaut und wir durften als Schüler dort mitmachen. Wir waren als Hagener Schüler zusammen mit flämischen Schülern aus Antwerpen, die aus einem Jesuitenkolleg kamen.

Der Mann, der hierbei den größten Eindruck auf mich gemacht hatte, war der Jesuitenpater Luc Arts. Der war eine solche Bombe an Sympathie und Empathie, an sonnigem Gemüt und Offenheit für die Welt, für alles Neue, Moderne und Schöne, dass alle von ihm total fasziniert waren. Wären Mädchen dabei gewesen, das wäre ganz furchtbar geworden. Die hätten sich alle um ihn gerissen. Er war auch schön, wenn das für männliche Gestalten überhaupt eine Kategorie ist. Ein großer, klarer Typ war er. Er kam mit einem Kollegen, auch er ein Jesuit, der war zwar eher ein trockener Typ, aber dennoch ein netter Mensch.

Wir haben vier Wochen lang viel gearbeitet. Wahrscheinlich habe ich dabei schon die Grundformen humanitärer Arbeit kennen gelernt. Wo sonst hätte ich die so wirklichkeitsnah kennen lernen können? Ich sehe meinen Bruder und mich noch die Teerisolierschicht auf die Kellerwände eines Hauses auftragen, wobei wir aufpassen mussten, keine giftigen Dämpfe einzuatmen.

Wir waren alle gemeinsam untergebracht und es gab keinen Zwang irgendwelcher Art. Auch keinen Gottesdienstzwang. Nur morgens und abends gab es das „Gebet des Baugesellen“. Das konnte ich auf Flämisch auswendig, weil das so lustig klang.

Diese schöne frühere Erfahrung und die konkrete Arbeit in der Studentengemeinde in Bonn brachten mich schließlich grundsätzlich zu der Entscheidung, Theologie zu studieren.

Ich hätte auch Lehrer werden können – wie mein Vater. Nein, es sollte schon etwas Radikales sein! Und das hieß, dass ich nicht „nur“ Laientheologie, das Wort kam damals in Schwang, studiere, sondern ich mache es richtig. „Richtig“ hieß, da ich zur Diözese Paderborn gehörte: Ich gehe nach Paderborn ins Priesterseminar. Dort habe ich mich dann angemeldet und mit dem Studium der Theologie angefangen. Mir war damals noch nicht klar, ob mit

dem Ziel als Weltpriester oder als Ordensmann. Ich wusste nur: Das will ich! Ich habe dann mit einer berserkerhaften Intensität und Freude begonnen.

Bald aber merkte ich im „Kasten“, so nannte man Priesterseminare damals, dass mir das zu fad, zu weich, zu vornehm, zu luxuriös war. Selbst das Essen war mir zu gut. Es war nicht das Totale, das ich vor Augen hatte und mit diesem Studium verband. Das war keine Abneigung gegen die andern, die abends in die Kneipe gingen und nachts heimlich über die Mauer wieder zurück kletterten.

Ich hatte die Wahl

Weltpriester oder Ordensmann?

Es war bald ganz klar, dass mir eine Existenz als Ordenspriester, als Ordensmann, mehr liegen würde. Und ich hatte die Wahl. Ich kannte die Benediktiner aus Maria Laach, weil wir dort einen Verwandten hatten, der an der Pforte saß: Bruder Berthold. Das war mir aber zu eng. Das kam nicht in Frage. Auch wegen des geforderten Gelübdes der „*stabilitas loci*“, was bedeutet, dass man sein ganzes Leben in dem Kloster verbringen musste, in das man eingetreten war.

Im Rückblick, das kommt mir erst jetzt beim Nachdenken, war auch die Erfahrung mit den Danziger Katholiken nach dem Krieg für mich mit entscheidend, was meinen Eintritt in das Kloster betraf. Dort spielten meine Eltern eine wichtige Rolle, vor allem mein Vater. Die Danziger Katholiken waren alles andere als ein Vertriebenenverband. Das muss man ja auch heute ausdrücklich anmerken, denn die meisten Vertriebenenverbände in Deutschland sind verketzert – heute noch und oft auch zu Recht. Die Danziger Katholiken haben 1946 das erste Bundestreffen auf der Jugendburg Gemen im Münsterland veranstaltet. Sie haben von Anfang an die Ausrichtung gehabt, sich zu öffnen und Polen miteinzuladen. Adam Krszemiński, heute ein bekannter polnischer Publizist, war immer dabei. Es ging ihnen um Versöhnung, nicht um Rache, nicht um eine Wiedereroberung verlorener Gebiete. Es ging ihnen wirklich nur um Versöhnung. Das Treffen in Gemen war für mich eine sehr starke kirchliche, auch liturgische, gottesdienstliche Erfahrung. Man lebte dort zusammen und die Gottesdienste am

Morgen waren ein Highlight. Man sang voller Bewegung. Das waren richtige Festrituale. Als Jugendliche haben wir das alles begierig aufgesogen wie ein Schwamm.

Da kam also viel zusammen, bis zum Entschluss, radikal Theologie zu studieren. Es kommt nichts von nichts. Im Priesterseminar in Paderborn habe ich, wie zuvor in Bonn, nur ein Semester verbracht. Meine Entscheidung war vielleicht beeinflusst dadurch, dass bei den Treffen der Danziger Katholiken in Gemen ein Dominikanerpater dabei war, der später in Deutschland berühmt und berüchtigt wurde und den wir dann auch in seinem Kloster erlebten: Stephanus Pfürtner. Er war damals ein Star. Hätte es schon Fernsehen gegeben, Pfürtner wäre Sprecher für das „Wort zum Sonntag“ geworden. Er hat uns oft nach Walberberg eingeladen. Dort gab es auch eine Studentenakademie und eine Philosophieakademie. Das hat mich stark geprägt.

Diese Lebens- und Glaubensform hat mich fasziniert

Eintritt in das Noviziat der Jesuiten

Meine Option lag schließlich zwischen OP (Ordo Praedicatorum, Predigerorden, Dominikaner) oder SJ (Societas Jesu, Gesellschaft Jesu, Jesuiten).

Ich habe dann dem Jesuiten Luc Arts, den ich schon erwähnt habe, geschrieben und er kam mich in Hagen besuchen. Er blieb einen Tag, eine Nacht und einen Morgen. Danach war alles klar: Jesuit! Er hat mich nicht „gekeilt“. Er bestand darauf, dass ich selbst entscheiden müsste.

Die Eltern fanden meine Entscheidung gut. Sie waren stolz darauf, dass ich nun Jesuit werden wollte. Da ich aus Danzig kam, musste ich in die Ostdeutsche Provinz der Jesuiten eintreten. Die hatte ihr Noviziat auf dem Jakobsberg bei Gau-Algesheim, im Rheinhessischen. Das war früher ein Trappistenkloster, das aufgegeben worden war. Ein altes Gebäude mit Rissen in der Wand, durch die der Wind im Winter durchpiff. Nach einem Jahr zogen wir mit dem Noviziat nach Berlin-Kladow um.

Ich habe die zwei Jahre Jesuitennoviziat ganz mitgemacht. Die jesuitische Form zu leben und zu glauben, hat mich fasziniert. Sie fasziniert mich bis heute. Ich habe keine Fundamentalkritik daran zu üben.

Faszinierend

Radikalität, Strenge und Disziplin

Fasziniert haben mich an den Jesuiten ihre Radikalität und Strenge und die Disziplin der Lebensform. Ich glaube, wenn man nicht bereit ist, bis zum Letzten diszipliniert zu sein, wenn es um gute Dinge geht, dann gibt es keine Radikalität. Diese Radikalität liegt schon dem Tagesablauf und auch den dreißigtägigen Exerzitien des Ignatius von Loyola zu Grunde. Ich habe diese Exerzitien nicht als Qual empfunden. Ich kann nicht bestätigen, dass alles ganz furchtbar war. Das kann ich nicht sagen. Ich hatte einen guten Novizenmeister, der uns nicht schikaniert hat. Es war ein angenehmes Zusammenleben mit Menschen, zu denen ich bis heute Kontakt habe.

Wir haben uns gegenseitig sehr gefördert. Diese Radikalität und der Stolz, der damit verbunden ist, diese Radikalität durchzuhalten, waren sehr positiv für mich.

Der Tagesablauf bei den Jesuiten war ja ganz anders als im „Kasten“ in Paderborn. Der Tag begann mit einer Stunde Meditation. Viele sagen, das geht doch gar nicht. Aber dies durchzuhalten, bedeutet für einen Jesuiten etwas Tolles. Die Jesuiten-Ingroup war von Stolz geprägt. Pater Johannes Leppich kam vorbei. Der hat uns erschreckt, weil er so wenig diszipliniert war. Der konnte das Essen nicht zu Ende führen, weil er immer aufstehen und irgendwohin gehen musste. Ein toller Typ! Dann wurde ununterbrochen von Oswald von Nell-Breuning geredet. Der war damals das große Aushängeschild des Ordens. Zwischendurch erfuhren wir Novizen auch immer mal, was in der Welt vor sich ging. Ob

Alles zu ernst genommen

Krankheit – Austritt aus dem Orden

das so wie geschildert auch wirklich war oder nicht, war uns eigentlich egal. Wir hatten uns auf diese Lebensform eingelassen – also machten wir das.

Ich habe wahrscheinlich immer alles zu ernst, zu radikal genommen. Gift waren für mich die asketischen Anweisungen, die Anmutungen. Wenn das ein Außenstehender hört, mag er denken, was haben die nur mit ihm gemacht? Sie haben gar nichts mit mir gemacht. Ich habe das alles selbst gemacht, aus freien Stücken.

Während des Essens wurden Hagiografien vorgelesen. Die von Aloisius von Gonzaga, einem der frühen Jesuiten, zum Beispiel. Das war das Schrecklichste, was man sich vorstellen kann. Es gab damals eine richtige Aloisius-Frömmigkeit. Wenn man das alles so ernst nimmt, wie ich das damals genommen habe, bleibt das nicht ohne Folgen.

Alles habe ich ernst genommen. Das blieb nicht ohne Folgen. Ich bin richtig krank geworden, habe zu wenig gegessen. Ich sah, dass die Mitbrüder, die Carissimi, wie sie hießen, aus meiner Sicht einfach zu viel gegessen haben. Das konnte ich nicht mitmachen.

Dann absolvierte ich ein Praktikum im Aloisius-Kolleg in Bad Godesberg und durfte als dritter Diakon in der Weihnachtsmesse die Epistel lesen. Das empfand ich als Auszeichnung.

Ich habe in dieser Zeit alles erfahren. Es gab eine Reihe von asketischen Übungen, die man machen konnte, aber nicht musste. Ich habe sie alle gemacht, hatte keine ausgelassen, weil ich dachte, das ist der Weg zur Heiligkeit, wie man damals sagte, und den kann man gar nicht radikal genug gehen. Die Kollegen bei den Jesuiten, die ich damals hatte und die ich heute treffe, sind ganz entsetzt über das, was ich berichte aus der Zeit, weil sie sich das gar nicht mehr vorstellen können. Wir haben Bußgürtel und Geißeln gehabt, es war ziemlich grauslich, nachträglich gesehen. Aber ich hatte das alles mitgemacht, weil ich dachte, das ist gut, das ist ein toller Weg und ich komme da als Heiliger raus, wenn ich das geschafft habe. Das war eine Probezeit.

Es gab da auch eine Arkandisziplin, die ich streng eingehalten habe. Ich habe das den anderen nie erzählt. Das war auch ein bisschen mit Schummelei und Geheimnistuerei verbunden. Die einzige öffentliche Übung war das ‚pedes osculari‘, das Fußeküssen. Da musste man am Eingang zum Refektorium, dem Speisesaal, den Pater Ökonom, der ziemlich fett und feist war, fragen: „Licetne

pedes osculari?“ („Darf ich dir die Füße küssen?“). Und dann sagte er entweder ja oder nein. Sagte er ja, dann hat man ihm andeutend die Füße geküsst. Dann gab es noch die Frage: „Licetne ad parvam tabulam?“ (Darf ich am kleinen Tisch essen?). Wurde das erlaubt, dann konnte man am Arme-Sünder-Tischchen kniend sein Essen einnehmen. Heute hält man das für unglaublich. Für mich war das damals gar nicht seltsam. Ich dachte, das gehört einfach zur Vorbereitung auf ein Leben in Heiligkeit dazu. Dann wird man so einer wie Pater Luc Arts, der ja mein Vorbild war.

Heute sehe ich das natürlich anders. Das sollte man nicht mehr so machen. Aber ich habe, aufs Ganze gesehen, auch davon profitiert. Ich habe auch heute noch keine negativen Gefühle oder inneren Widerstände gegen die Jesuiten. Damals ist mir nie der Verdacht aufgekommen, dass ich vielleicht zu viel mache. Ich habe alles, was ich gemacht habe, aus eigenem Antrieb unternommen. Das kam aus mir heraus – ohne Widerstand. Ich bin aus eigenem Antrieb hineingegangen, ich wollte „drin“ sein, ich wollte die Exerzitien machen, ich wollte den Tagesablauf so machen, ich wollte mit den Novizen zusammen sein. Ich habe das nicht als furchtbar erlebt oder empfunden. Das wurde mir erst im Laufe der Jahre klar, weil ich aus diesem Rhythmus einfach nicht herauskommen konnte. Das konnte nicht einfach per Befehl enden.

Diese Zeit war zu Ende gegangen, ohne dass ich jemandem einen Vorwurf machen konnte. Ich merkte noch im Noviziat, dass ich vollständig mitgemacht habe, dass ich mir das Essen abgewöhnt hatte. Und dann bin ich, fast schon zu Tode ausgehungert, ich konnte nur noch Milch trinken, in das Elisabeth-Krankenhaus nach Berlin-Wilmersdorf eingeliefert worden. Die Profess, das Ordensgelübde am Ende des Noviziats, habe ich nicht mehr abgelegt. Ich spürte, dass ich dem Orden nur noch zur Last fiel und habe das auch dem Pater Provinzial gesagt. Und da ich Radikalität gelernt hatte, war die Konsequenz: Ich muss raus! Dann habe ich den klaren Entschluss gefasst, aus dem Orden auszutreten.

Ich bin dann erst einmal nicht nach Hause gegangen, sondern

zu meiner Tante nach Bonn. Anfangs habe ich gedacht, dass ich jetzt wieder anfangen zu studieren. Und dies hatte sich dann in der Praxis auch bewährt: Ich habe mich gesund studiert.

Gesund studieren

Erste Berührung mit Sartre und Camus

Ich befand mich nach meinem Ordensaustritt in einer sehr großen Krise, hatte die Orientierung verloren und wusste nicht mehr Wohin. Ich spürte, dass ich alles nicht mehr packe.

Dann begann ich nochmals in Bonn mit dem Studium der Theologie, der Philosophie und der Germanistik. Mein Zustand normalisierte sich langsam. Und ich befolgte die Sicherheitsregel, die mir mein Vater beigebracht hatte: Ich sollte auf Lehramt studieren. In Bonn blieb ich dann zwei Jahre. Es war die Zeit der großen Vorlesungen von Joseph Ratzinger und des Germanisten Benno von Wiese. Ich habe davon sehr viel mitgenommen.

Zum Ende meines Studiums bin ich an die Universität Münster gewechselt. Warum, weiß ich gar nicht mehr, ehrlich gesagt. Ich wollte einfach nochmals wechseln. In Münster habe ich dann besonders heftig mit der Philosophie angefangen. Das Interesse dafür war vorher nicht so groß. Und in Münster habe ich auch meine Doktormutter kennen gelernt: Ingetrud Pape. Theologie habe ich bei Johann Baptist Metz gehört und Philosophie bei dem Hegelianer Joachim Ritter, der ein großer, faszinierender Erzähler war.

Ingetrud Pape hielt auch Seminare über französische Philosophen. Dort stieß ich auf das Thema, von dem ich damals noch nicht ahnte wie wichtig es für mich werden würde: „Politische Ethik bei Jean Paul Sartre und Albert Camus“.

In der Münsteraner Zeit bin ich schließlich auch politisiert worden, 1968! Alles, was davor war, war für mich eigentlich nicht existent. Die Zeit von 1960 bis 1967 habe ich innerlich nicht mit-

gemacht. Da war ich einfach nur am Gesundwerden nach dem Noviziat. Es ging einfach darum: Studieren und gesund werden.

Bis 1968 war die totale Indoktrination, die ich bei den Jesuiten inhaliert hatte, für mich weiter bestimmend: Tageslauf, Wochenlauf, Monatslauf. Es war für mich in dieser Zeit zum Beispiel ganz selbstverständlich, dass ich morgens zur Messe ging. Erst 1968 hat sich das geändert als ich nach Münster ging und das Glück hatte, in einem Studentenkolleg zu wohnen und dort eine Position zu haben. Ich war Tutor im Von-Detten-Kolleg. Das war gut für mich. Das Kolleg war ein großes kirchliches Studentenhaus, aber ganz ohne Zwang. Ich bekam dort viele Kontakte mit anderen. Wir haben Veranstaltungen konzipiert und durchgeführt und hatten Verbindung zu anderen Studentenhäusern.

Auch vieles andere hat dort begonnen. Es gab Filmkunstwochen in Münster. Da bin ich jeden Tag ins Kino gegangen. Ich habe die Klassiker des Kinos kennengelernt. Es war eine ganz große Zeit, in der ich das aufgesaugt habe, was mir in den vorhergehenden Jahren nicht zur Verfügung stand, was ich nicht mitkriegen konnte.

Dann begann auch die Zeit, in der ich schließlich politisch sozialisiert wurde. Ich war 1968 in Prag. Neben dem Tutorat arbeitete ich als Studentenreiseführer, fuhr mit Studentengruppen in Bussen nach Budapest und nach Prag. Dort hatte ich großes Interesse an den Leuten aus dem katholischen Milieu, deren Leben mich faszinierte. In der Nacht nach dem 21. August 1968, als die Russen dort einmarschierten, kam ich gerade von solch einer Reise zurück. Ich lag im Bett. Mein Nachbar rüttelte wie wild an meiner Türe, machte Anstalten einzubrechen und sagte: „Mensch, ich höre gerade, dass die Russen in Prag einmarschiert sind.“ Ich dachte, ich träume schlecht und wollte das nicht glauben.

Erste journalistische Arbeiten

Ende des Studiums

In Münster wurde ich noch mit einem anderen Studenten zusammen Redakteur beim „Semesterspiegel“. Das war der Beginn meines journalistischen Arbeitens.

Mein Studium habe ich erst 1971 mit meiner Doktorarbeit beendet. Das Staatsexamen wollte ich nicht machen. Denn ich hatte noch immer keinen klaren Berufswunsch. Zwei Optionen gab es: Ich hätte an der Universität bleiben können. Das hätte mir gefallen. Aber dann bekam ich einen Anruf aus Köln von einem Kollegen, der bei Johann Baptist Metz Assistent war, Wolfgang Darschin. Er hatte ein, zwei Jahre bei der „Funkkorrespondenz“ am Katholischen Rundfunkinstitut gearbeitet. Er sagte mir, dort sei eine Stelle frei. Ich habe das Angebot sofort angenommen.

Ich habe also dann kein Examen gemacht, aber weiter an der Doktorarbeit gearbeitet. 1970 bin ich nach Köln umgesiedelt. 1971 war die Doktorarbeit fertig.

Meine Reiseführertätigkeit hatte es mit sich gebracht, dass ich auch das große Glück hatte, meine Frau Christel kennenzulernen.

Und hätte der Liebe nicht

Begegnung mit Christel

Bei Christel muss ich zwei Schritte zurückgehen.

Auf einer der Reisen nach Budapest hatte ich im Bus eine junge Frau erlebt, die mir einfach gut gefiel. Ich wusste nichts von ihr. Christel studierte Sozialpädagogik und machte mit einer Kommilitonin diese Reise. Sie lebte damals in Münster. Im Bus las sie den SPIEGEL und sagte, dass sie darin einen Leserbrief ganz besonders gut fände. Dieser Leserbrief war von mir. Wenn ich mich richtig erinnere, war das ein Brief, den ich an den SPIEGEL geschrieben hatte, als ich hörte, dass Henrik M. Broder nach Israel auswandern wollte. Uns war allen klar, dass dies nur ein vorgetäushtes Spiel war. Henrik M. Broder ist natürlich nicht ausgewandert. Er hat nur so getan. Er wollte einen Mediencoup landen. Das konnte er damals schon und kann es heute noch. Mein Leserbrief wurde im SPIEGEL abgedruckt. Ich sagte Christel, dass ich der Verfasser dieses Briefes bin.

Zurück in Münster habe ich dann, auch auf das Risiko hin, dass das nicht funktionierte, eine Amnesty-International-Gruppe gegründet, um die Frau meines Lebens zu finden. Ich erinnere mich nicht mehr so genau, aber das könnte wirklich so gewesen sein. Ich würde keinem verwehren, das so zu sehen. Die Gruppe funktionierte. Und Christel kam tatsächlich dahin. Wir sind uns dann näher gekommen. Sie hat danach bald ihr Studium beendet und wurde Kindergärtnerin in Coesfeld. Als sie dort ihr Zimmer eingerichtet hat, bin ich hingefahren, um ihr, vorgeblich, dabei zu helfen. Und da ist es dann passiert! Seit diesem Tag war für mich

klar: Die oder keine! Das wird ganz radikal und es war nie mehr etwas anderes.

Ich habe dann Christel mit nach Hagen genommen zu meinen Eltern, wie sich das gehörte in einer traditionellen Familie, und sie ist da auch gut angenommen worden. Und spätestens da war klar und selbstverständlich, dass wir auch zivil und kirchlich heiraten. Einer von den Danziger Kaplänen kam und hat uns in Hagen getraut. Wir haben uns dann in Münster mit dem wenigen Geld, das wir hatten, eine erste kleine Wohnung besorgt. Dann bekam ich das Angebot für Köln und wir sind dorthin umgesiedelt.

Heute kann ich von meinem langen Weg bis dahin nur sagen: Das war ein so krummer Weg, dass man ihn kaum erfinden konnte, so krumm und so eckig und so durcheinander auf verschiedenen Ebenen und manchmal nahe am Zusammenbruch. Es ist alles ganz schräg gewesen. Es war nichts klar. Nichts, gar nichts.

Aber auch da sage ich heute: Gut so! Nicht: Ich bedaure dies oder jenes. Gar nicht! Ich habe alles immer „volle Pulle“ eingesogen und kann nicht sagen, dass ich mich über irgendeine krumme Wegstrecke beklagen könnte.

Das Ziel war vorläufig erreicht: Ich war Journalist.

Leben ohne Randbemerkungen

Michael Albus

Franz von Assisi wollte, dass Randbemerkungen zur Botschaft des Evangeliums unterblieben. Er war für die „Direttissima“, für den direkten Weg, für die Steilwand, gegen die Sicherung mit Seil und Haken. Kein leichter Weg. Ein Weg, der auch in die Irre des Scheiterns und des frühen Leids führen kann. „Sine glossa!“, ohne Randbemerkung, schrieb er einmal – und schärfte es seinen Brüdern ein.

Radikal leben heißt: Leben ohne Randbemerkungen, verzichten auf gescheite Einwände und lange theoretische Phrasen, heißt, es jetzt tun.

Radikal leben heißt: Leben von der Wurzel her. Und wenn die Bäume in den Himmel wachsen, sich immer noch an die Wurzeln erinnern. Von dort her kommt die Kraft.

Diplomatische Lösungen sind dem Radikalen eher fremd. Er sitzt nicht. Er geht. Allein und mit anderen. Mit anderen besonders gern.

Er nimmt Rückschläge in Kauf. Es ist noch nicht einmal sicher, ob er das, was man land- und stadtläufig als Rückschlag ansieht, tatsächlich so empfindet. Eher als Ansporn, als Stachel im Fleisch, als Ermunterung, es jetzt erst richtig zu versuchen.

Aber Radikalität hat ihre Tücken, ihre Fallstricke. Wer alles eins zu eins nimmt, wird mit großer Wahrscheinlichkeit scheitern. Die Erfahrungen sprechen dafür. Aber er kann auch im Scheitern neue Kraft gewinnen.

Der Radikale hat einen Hang zur Rigorosität. Er kann zu sich

und zu ändern sein: streng, hart, diktatorisch, unerbittlich, gebieterisch, eisern. Selten nur gelingt die Verwandlung ins Gegenteil: in Milde, Zartheit und Einfühlsamkeit. Aber wenn sie gelingt, kann es ein Segen werden.

Radikalität und Rigorosität haben in den Religionen, die es auf unserem Planeten gibt, eine ambivalente Geschichte. Es gab und gibt sie immer wieder, sie tauchen zwangsläufig auf. Gleich ob als hinduistischer Fakir auf Nagelbrettern, als muslimischer Nakschbandi, der sich geißelt oder als katholischer Bußgürtelträger – um nur bei den Religionen andeutend zu bleiben, die wir „groß“ nennen.

Rupert Neudeck, so scheint es, hat die Performance geschafft. Vielleicht hat sie auch ihn geschafft. Eine eindeutige Antwort darauf gibt es nicht.

Unbestreitbar ist sein Weg faszinierend. Er war aber auch nicht frei von Zügen des Schreckens. Dass er „durchgekommen“ ist, ist ein Glücksfall. Er wird es vielleicht anders sehen.

Seine Lebenswenden haben viele Ursachen. Oft waren sie gewaltsamer Art. Selten hatten sie weiche Züge: Vertreibung und Flucht, die Versuche und Wechsel der Studienzeit, die Zeit im Noviziat der Jesuiten, die ihn an den Rand der physischen und psychischen Existenz geführt hat. Ein Wunder, dass er das heute als „gut“ empfindet. Oder ist es das stillschweigende Einverständnis mit etwas, das wie Schicksal aussieht und als solches verstanden wird?

Alle Fragen bleiben offen – und verlieren ihre Berechtigung angesichts einer Radikalität, die etwas zustande gebracht hat, die sich nach den schwierigen biografischen Anfängen Menschen zugewendet hat, die unter der Rigorosität von Machthabern zu leiden hatten. Kein ganz gewöhnliches Leben. Oder doch? Das Radikale ist das Normale.

Ich erinnere mich hierbei gut an eine Antwort von Rupert Neudeck in einem Interview, dass ich vor bald dreißig Jahren mit ihm geführt habe:

Albus:

Bist Du eigentlich ein Radikaler?

Neudeck:

Gerne!

Albus:

Was heißt das?

Neudeck:

Ich glaube, wenn man nicht radikal diesem furchtbaren Elend, diesem schreienden Elend entgegentritt – und radikal heißt an der Wurzel arbeiten – wenn man nicht täglich neu entsetzt ist über sich selbst, mit welcher Gleichgültigkeit man aufwächst und sein Frühstück einnimmt und unter die Dusche geht. ... Die Welt wird nicht besser mit diesem schrecklichen Morden, das wir ausüben, nicht damit, dass wir angesichts des Überflusses, den wir in unserer Welt haben, offenbar nicht in der Lage sind, auch an die zu geben, die Habenichtse und Schmuttkinder überall in Asien, Afrika und Lateinamerika sind.

Also, wenn man da nicht radikal wird im Sinne von „wir müssen jetzt etwas tun“ ..., was dann noch? Das ist ja auch die Ungeduld, die in der jungen Generation wächst. Es kann nicht so bleiben, dass wir uns damit beruhigen, dass wir sagen: Ja, wir haben ja die Zuständigen, wir haben ja die UNO, wir haben ja eine Weltbank, wir haben ja einen Internationalen Währungsfond. Kein Wunder, dass die Ungeduld auch manchmal brachiale Formen annimmt. Deshalb glaube ich: Wenn man diesem Elend von Menschen und von unsereinem, wenn man dem nicht radikal ein Ende bereiten will, dann schafft man es sowieso nicht.“

(Rupert Neudeck in einem Sonntagsgespräch mit Michael Albus im ZDF, 04.12.1988)

Endlich Journalist

Erste Arbeitsstelle und Durchgangsstation

Die Arbeit bei der „Funkkorrespondenz“ in Köln war etwas völlig Neues für mich, das ich bis dahin gar nicht kannte: Fernsehen zu erleben und zu beurteilen wie Theater. Das Fernsehspiel, das an einem Abend lief, war ein Auftritt, wie eine Aura, die man sich dazu geschaffen hat. Ich hatte Theater schon beim „Semesterspiegel“ in Münster erlebt. Da war ich vom Theater gleichermaßen fasziniert wie von der Aufgabe, Rezensionen zu verfassen. Ich bekam auch mit, dass man als Journalist per se privilegiert ist und alles umsonst bekommt. Das wusste ich bis dahin nicht. Ich bekam Theaterkarten für alle Premieren. Das habe ich sehr genossen.

Fernsehen war ein neues Medium für mich. Im Unterschied zum Theater kein direktes, sondern ein indirektes. Das ist noch immer ein Thema für mich angesichts der Qualität aktueller Fernsehprogramme.

Wir haben damals in der Redaktion der „Funkkorrespondenz“ noch heftige Diskussionen darüber geführt, wie man es denn schaffen könne, das Fernsehen mit einer Programmgeschichte, mit einer Ästhetik der eigenen Formen auszustatten. Ich sah im Fernsehspiel eine eigenständige Form, die dem Medium angepasst werden musste. Uns beschäftigte auch die Frage, wie Nachrichten auszusehen hatten. Dass man aufpassen musste, dass eine Nachricht im Fernsehen keine Wortnachricht, sondern eine Nachricht mit Bild ist. Dasselbe galt auch für die Fernsehdokumentation, die ja zu jener Zeit gesellschaftlich meistens die wichtigen Themen aufgegriffen hat.

Das Medium Fernsehen hat mich während meiner Zeit bei der „Funkkorrespondenz“ sehr fasziniert. Mich faszinierte auch, dass die beiden Kirchen das Medium ernst nahmen. Dadurch entstand eine bis dahin beispiellose professionelle und kritische Begleitung des Mediums.

Es waren die Kirchen, die das Medium Fernsehen voll akzeptierten. Das war für mich deswegen so wichtig, weil die Kirchen als hinterwäldlerisch galten. Und dies zu großen Teilen zu Recht. Denn die Kirchen hatten seit der französischen Revolution die entscheidenden gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen verschlafen. Öffentlichkeit, Kommunikation, Demokratie, demokratische Gesellschaften, Transparenz – das alles war den Kirchen fremd. Der katholischen Kirche noch mehr als der evangelischen.

Da kam ich in eine kirchliche Zeit, die spannend war. Wir konnten alles ausprobieren. Mit einer Ausnahme. Es gab ein Tabu bei der „Funkkorrespondenz“: Wir durften nicht in kirchliche Konflikte eingreifen. Es war einerseits eine wirkliche Emanzipation in der Kirche, dass es so etwas wie die „Funkkorrespondenz“ geben durfte, andererseits gab es auch Gegenkräfte wie den Kölner Joachim Kardinal Meisner, der damit nicht einverstanden war und das Dom-Radio einrichten ließ. Die „Funkkorrespondenz“ war wie eine Insel, sie hatte nicht die Enge beispielsweise eines Caritas-Kindergartens. Meine Kollegin bei der „Funkkorrespondenz“ war, zum Beispiel, eine klare Atheistin, mit der ich mich gut verständigen konnte. Es wurde nicht darauf geachtet, woher man kam. Die Frage der fachlichen Kompetenz stand im Vordergrund. Aber wenn man an das Tabu rührte, war man „draußen“. Das war die andere Seite der Medaille. Oder es wurde ganz schnell gefährlich.

Ich bin dann auch eher rausgeschmissen worden als rausgegangen. Es sollte ein neuer Redakteur eingestellt werden, der ein ehemaliger Priester des Bistums Essen war. Dagegen hat das Bistum protestiert, denn es konnte nicht sein, dass ein „abgefallener Priester“ auf dem journalistischen Feld sein Herrschaftswissen über

Theologie und Kirche benutzt. Darüber habe ich etwas Kritisches geschrieben, ohne damals von dem Tabu zu wissen. Ich hätte es aber wissen können.

Zur gleichen Zeit gab es nämlich einen zweiten Fall. Ich hatte die Dokumentation eines säkularen, agnostischen, nicht kirchlich gebundenen Künstlers besprochen. In der Reihe „Grenzstationen“ bei der ARD hatte er einen Film über die Marienerscheinungen und den Wallfahrtsort von Lourdes gemacht, der mir deshalb so unglaublich gut gefiel, weil jemand, der von außen kam, das Ganze sehr eindringlich und interessant fand. Also gab es für mich keinen Grund, die Arbeit zu verurteilen. Es war ein großer, ehrenwerter, guter, glänzender Film über Lourdes. Den habe ich für gut befunden. Das fand der Weihbischof von Köln, ich habe seinen Namen vergessen, ganz furchtbar, weil da irgendwelche dogmatische oder sonstige Voraussetzungen aus seiner Sicht fehlten. Ich bekam einen großen „Anschiss“ wegen meiner Beurteilung.

Die „Funkkorrespondenz“ war für mich eher eine Durchgangsstation. Ich lernte den Beruf kennen. Und wir, Christel und ich, hatten auch sonst genug zu tun mit der Familie. Yvonne, unsere erste Tochter, wurde geboren. Ich muss niemandem erklären, welch großer Einschnitt es ist, plötzlich zu dritt zu sein. Wir mussten zudem eine neue Wohnung suchen.

Zu dieser Zeit war noch nicht erkennbar, was mit den Themen zusammenhing, die für mich später wichtig wurden. Es gab zwar schon erste „Scharniere“, wie etwa den *Entwicklungspolitischen Workshop* in Saarbrücken, über den ich berichtet hatte. Aber vor allem habe ich zu der Zeit einfach den Beruf besser kennengelernt, mit allen marginalen und mit allen wichtigen Versatzstücken.

Also, meine erste journalistische Arbeitsstelle war eine reine Durchgangsstation. Ich habe die damaligen politischen Entwicklungen nicht wirklich mit Interesse verfolgt. Nicht annähernd habe ich begriffen, was sich in der Nach-Adenauer-Republik formiert hatte. Wahrscheinlich war es die Zeit, in der ich am meisten privatisiert habe mit Christel und unserem ersten Kind.

Christel hat ihren Beruf aufgegeben. Sie hat das bedauert. Aber sie hatte nicht den Mut, das Kind jemand anderem zu geben. Und Kitas gab es noch nicht.

Von 1970 bis 1974 war ich also bei der „Funkkorrespondenz“. Weil es dann dort für mich immer unerträglicher geworden ist, beendete ich meine Tätigkeit. Schließlich habe ich gekündigt.

Es war wunderbar

Freie Tätigkeit als Journalist

Ich arbeitete anschließend für den WDR und wurde nach Paris und nach Algier geschickt. Algerien wurde ganz wichtig für mich. Es war für mich das erste Land der sogenannten Dritten Welt, meine erste Begegnung mit einer Gesellschaft im Umbruch, mit einer arabisch-afrikanischen Gesellschaft und vor allem auch die erste Begegnung mit dem Land, in dem Albert Camus groß geworden ist. Algerien wurde ein Schlüsselerelebnis für mich.

Paris journalistisch kennenzulernen und dort viele Interviews zu machen, war auch wichtig. Aber ich merkte schnell, dass mir die sogenannte freie Arbeit nicht so sehr lag. Ich wollte lieber mit anderen zusammen arbeiten, ich war lieber in einer Redaktion eingebunden.

Und dann bekam ich plötzlich eine Anfrage aus dem Deutschlandfunk (DLF). 1976 entschied ich mich dazu, das Angebot anzunehmen und beim Deutschlandfunk anzufangen.

Die Zeit beim DLF war wunderbar, weil sie eine so freie Zeit war. Ich war im Feature, nicht in der Aktualität. Ich musste nicht jeden Tag da sein und konnte mir meine Zeit frei einteilen. Ich konnte meine Pragueisen weitermachen, auch meine Polenreisen.

Damals begann ich mit Franz Alt zu arbeiten. 1975 hatte ich schon einmal zwei Filme für Franz Alt gemacht, richtige Untergrundfilme, haarscharf am Rande der Legalität. Ich hatte Franz Alt überzeugt, einmal nach Polen zu gehen, auch nach Prag. Jemand hat mir dort eine Kamera gegeben und ich habe dann mit den Leuten gearbeitet, die später um Vaclav Havel herum waren.

Der Korrespondent des Hessischen Rundfunks (HR) durfte davon nichts wissen. Beim Übertritt über die Grenze blieb ich unbehelligt, weil ich mein Material bei der Deutschen Botschaft in Prag in den diplomatischen Transport gegeben hatte.

In Polen war es noch dramatischer. Da hatte ich viele Vereinbarungen mit einer Vorgängerorganisation von Solidarność, mit KOR. Und ich hatte Kontakt mit Dissidenten, zum Beispiel mit Adam Michnik und Jacek Kuron, der später Minister wurde.

Diese Untergrundarbeit war eine ganz wichtige Erfahrung für mich. In Polen ging das am besten. Polen ist, ironisch gesagt, zur Hälfte immer Untergrund. Ich hatte ein Zimmer im Hotel „Europejski“. Der Erste, der mir erklärte, was jetzt geschehen sollte, wohin ich gehen musste und wer mir die Karten kauft, wer mir die Kamera besorgt, war Wladyslaw Bartoszewski. Durch ihn habe ich zum ersten Mal Polen lieben und schätzen gelernt. Wir saßen im Restaurant des Hotels und Bartoszewski redete ganz laut. Ich versuchte ihn zu bewegen, leiser zu reden. „Nein“, sagte er, „wenn wir ganz laut reden, dann sieht das nicht geheimnisvoll aus, ist das nicht verdächtig.“ So etwas kann man aber nur in einer Gesellschaft lernen, in der der Untergrund eigentlich die Mehrheit ist. Das hatte mich unglaublich erleichtert.

Ich war dann bei Jacek Kuron in Danzig. Er hatte einen Ruf als Kämpfer, auch weil er vorher ein erfolgreicher Berufsboxer gewesen war, der einen Geheimpolizisten k.o. geschlagen hatte. Mit ihm habe ich dann ein Interview gemacht.

Adam Michnik besuchte ich als Nächsten. Er gab mir einen Brief für Heinrich Böll mit. Als ich ihn fragte, wo wir das Interview am besten machen sollten, gab er mir zur Antwort: auf der Jerusalemer Allee, einer viel befahrenen Hauptstraße. Mitten im Gewühl. Mir kam das spanisch vor. Aber es ging. Die Leute kannten ihn alle und gingen unaufgeregt vorbei. Ich habe mir vor Angst in die Hosen gemacht. Aber alles ging gut.

Radikalität muss übertragen werden

Die Entdeckung der Politik

In dieser Zeit habe ich die Politik entdeckt. Ich habe entdeckt, dass man Radikalität nicht nur gegen sich selbst richten, sondern auch auf die Welt- und Europapolitik übertragen muss. Ich lernte über Algerien die Dritte Welt kennen, über Prag und über Polen die unterdrückte osteuropäische Welt.

Damals bekam ich eine physische, psychische und intellektuelle Berührung mit dem, was wir allgemein Politik nennen. Das hatte vorher bei mir nicht stattgefunden. Ich war vorher nie so politisiert gewesen, wie ich das jetzt zu sein begann. Dazu haben diese Unternehmungen intensiv beigetragen.

Dann kam die Charta 77 in der Tschechoslowakei, der Protest der Bürgerrechtsbewegung gegen die Unterdrückung. Das hat mich auch fasziniert.

1979 bin ich dann von den Boat People im südchinesischen Meer kalt erwischt worden.

Beschleunigt und befördert wurde meine politische Sensibilität durch die Tätigkeit im Deutschlandfunk, wo ich in der Abteilung *Politik, Politisches Feature und Politische Bücher* gearbeitet habe.

Rückblickend muss ich auch noch meine freie Tätigkeit 1975 in Paris für den WDR mit einbeziehen. Ich habe dort viele spannende Interviews machen können: mit Peter Scholl-Latour, Georg Stefan Troller, André Glucksmann. Diese Leute lernte ich damals kennen und auch schätzen.

Ich war zudem unverbesserlich frankophil und polonophil. Den Lebensstil in Paris und vor allem auch das intellektuelle Le-

ben dort mochte ich sehr. Das war unglaublich spannend und viel lebendiger als bei uns in Deutschland. Nicht so abgezirkelt und eingezäunt, irgendwie leichter. Es ist schon ein Akt, ehe sich bei uns ein Philosoph in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung äußern darf. Da bekommt er schon mal einen Rüffel von seiner Fakultät. Das habe ich in Deutschland oft so erlebt. In Paris war das nicht so. Im Gegenteil! Das hat mir sehr zugesagt. Es hat mir auch sehr geholfen bei meiner Doktorarbeit mit Blick auf Sartre und Camus.

Mein direkter Kontakt mit Sartre kam erst viel später. Aber ich hatte viel Berührung mit André Glucksmann, auch mit den Maoisten. Auch mit den Pariser Studentenführern kam ich damals in Kontakt. Und natürlich lernte ich die anderen deutschen Korrespondenten kennen, zum Beispiel Alfred Grosser.

Ich war vor allem fasziniert vom französischen Zeitungswesen. Ich war fasziniert von der „Liberation“, ich war fasziniert von „Le Monde“, ich war fasziniert vom „L'Express“, von „Le Canard Enchaîné“. Das waren Zeitungen, die wir in Deutschland nicht hatten und haben. Ich war sehr gerne in Frankreich.

Politische Ethik

Albert Camus und Jean-Paul Sartre

Camus war ein Mythos. Er war ja schon tot, er ist bei einem Auto-unfall am 4. Januar 1960 ums Leben gekommen.

Aber Sartre lernte ich 1979 kennen. Er war ein unnahbarer Gott. Man musste schon ins Café Flore gehen, um ihn sehen oder fotografieren zu können. Das habe ich aber nicht gemacht.

Ich hatte immer eine Vorliebe für die französische Literatur und Philosophie – wobei die Übergänge von der Literatur zur Philosophie und von der Philosophie zur Literatur fließend waren.

Das Thema meiner Doktorarbeit möchte ich in diesem Zusammenhang nennen: „Politische Ethik bei Jean-Paul Sartre und Albert Camus“. Ich hätte beinahe ein anderes Thema bekommen über einen französischen Philosophen, der damals in Deutschland nicht ganz unbekannt war, der aber jetzt ganz in Vergessenheit geraten ist: Gabriel Marcel. Er war auch einmal in Münster. Josef Pieper hatte ihn eingeladen. Marcel war das katholische Pendant zu Sartre. Er war aber kein richtiges Gegenüber zu Sartre und ist heute zu Recht vergessen.

Albert Camus hatte mit den Katholiken ein verqueres Verhältnis. Er hat Gabriel Marcel ganz besonders heftig attackiert. Vor allem wegen der immerwährenden Wunde, mit der die Kirche in Europa und auch in der übrigen Welt behaftet ist: mit dem viel zu engen Verhältnis zu faschistischen Diktaturen.

EINE VEREINIGUNG VON MENSCHEN, DIE EINE KLARE SPRACHE SPRECHEN

Die Welt erwartet von den Christen, dass sie den Mund auf tun, laut und deutlich, und ihre Verdammung ganz unmissverständlich aussprechen, damit nie auch nur der geringste Zweifel im Herzen des einfachsten Mannes zu keimen vermag; dass sie sich aus der Abstraktion befreien und dem blutüberströmten Gesicht gegenüber treten, das die Geschichte in unseren Tagen angenommen hat. Die Vereinigung, die uns notwendig ist, ist eine Vereinigung von Menschen, die gewillt sind, eine klare Sprache zu sprechen und sich mit ihrer Person einsetzen. Wenn ein spanischer Bischof politische Hinrichtungen segnet, ist er kein Bischof mehr und kein Christ, ja nicht einmal ein Mensch; dann ist er ein Hund, genauso gut wie jener, der von der hohen Warte einer Ideologie aus die Hinrichtung befiehlt, ohne die Arbeit selbst zu verrichten. Wir warten und ich warte darauf, dass sich die Menschen vereinigen, die keine Hunde sein wollen und die entschlossen sind, den Preis zu zahlen, den es kostet, damit der Mensch mehr ist als ein Hund.

Albert Camus

Man muss sich schämen, allein glücklich zu sein

Grundlage der humanitären Arbeit

Ich war schon in Hagen durch einen Kaplan, der in seinen Predigten von der „Pest“ redete, auf Albert Camus gestoßen. Das fand ich faszinierend und hatte dann Camus' Hauptwerk gelesen. Es verfolgt mich bis heute.

Camus war für mich immer der große Geheimtipp. In zweiter Linie erst Sartre. Die Attraktion ging von Camus aus. Er hat mich fasziniert. Vor allem mit seiner geforderten Unbedingtheit, mit der jeder Mensch das Recht hat, sein Glück zu suchen.

Fasziniert hat mich vor allem die Feststellung des Journalisten in „Die Pest“, dass man sich „schämen muss, alleine glücklich zu sein“. Das ist die Grundlage für alle humanitäre Arbeit, die beste Begründung, die man sich überhaupt vorstellen kann. Man „muss“ sich schämen, alleine glücklich zu sein! Mehr braucht man nicht! Wenn man diesen Impuls verspürt, dann ist man auf der richtigen Fährte. Und wenn man das noch ausagiert mit einem Arzt wie Dr. Rieux in „Die Pest“, der sagt, es ist nicht wichtig, alles zu wissen, alles zu evaluieren und zu diagnostizieren, es ist nur wichtig zu heilen und zu helfen, dann ist es genug. „Die Pest“ ist für mich, neben dem Evangelium, zum meinem Vademecum aller humanitären Arbeit geworden. Der Kaplan damals in Hagen hat mich darauf gestoßen. Das bewegt mich bis heute. Das verfolgt mich.

Rieux, der Arzt, ist der, der etwas tut, der nicht nur redet. Pater Paneloux ist der, der in der Lage ist, seine Theologie zu ändern, der vom Ratzinger zum Franziskus wird. Der mit der totalen Dro-

hung anfängt: „Meine Brüder, ihr seid im Unglück, meine Brüder, ihr habt es verdient!“ Die klassische katholische Argumentation! Der dann aber in den Sanitätsdienst einsteigt, weil er sieht, dass er so nicht predigen kann.

Albert Camus hat sich immer durch große Bescheidenheit ausgezeichnet. Den Dominikanern hat er 1948 gesagt: „Ich habe nicht die Gnade, euch anzugehören.“ Das fand ich eine starke Formulierung.

Ich habe keinen Konflikt empfunden zwischen Albert Camus, der sich als Atheisten bezeichnet hat, und meiner Kirchlichkeit. Camus hat das auch nicht als Konflikt empfunden. Er hat sinngemäß gesagt: „Jesus ist eben nicht in Algier gelandet. Dafür sind wir zuständig.“ Ich habe das überhaupt nicht als Widerspruch empfunden. Immer habe ich Camus als einen empfunden, der denen, die am Evangelium hängen, ganz viel zu sagen hat.

Wenn man sich nur einmal die Rede des Bußrichters in „Der Fall“ ansieht. Darin ist eine fulminante Exegese, die kaum einer sich traut auszusprechen. Jesus machte ein Wortspiel. Er sagte zu Petrus: „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Jesus wusste natürlich, dass Petrus ihn vorher dreimal verleugnet hat. Der Memme, dem Feigling Petrus sagte er das! Ich finde es wichtig, dass man sich das immer wieder vor Augen führt und sich damit intensiv auseinandersetzt.

Liest man die späten Tagebücher von Albert Camus, findet man Sätze, die aus dem Munde Jesu stammen könnten. So wenn er sagt: „Gib dein Leben hin, verschwende es, setz dich einfach ein!“

Es gibt auch eine katholische Camus-Rezeption, die ihn praktisch zum anonymen Christen macht. Mit dieser Lesart bin ich aber nicht einverstanden, damit wird Camus nicht ernst genommen. Gerade weil er überaus kritisch war, weil er der Kirche mit all ihren Facetten und Fallstricken so glaubwürdig gegenüber getreten ist. Aber er hatte eine Botschaft, die dem Evangelium sehr nahe ist. Camus hat die Botschaften ausgesprochen, die für unsere

Zeit wichtig und buchstäblich notwendig sind. Gleich, ob man das nun vom Christentum, vom Islam oder von der Politik her sieht.

Ich hänge an Albert Camus bis heute. Er ist mir ein Vorbild geworden für mein ganzes Leben, weil er mir glaubwürdig erscheint mit allem, was er geschrieben hat. Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen meiner Radikalität und der Radikalität von Albert Camus.

Es ist einmal die unmittelbare, spontane und überhaupt nicht mehr reflektierte Kritik von tyrannischen Verhältnissen – gleich wo auf der Welt. Das stand damals in Frankreich gar nicht auf der Tagesordnung. Es gab dort eine linke Intelligenz, die sich in der absoluten Mehrheit glaubte und die Camus' Haltung nicht geschätzt hat. Deswegen ist Camus vor allem in Osteuropa geschätzt worden. Diese Haltung musste sich Camus nicht abquälen. Für ihn war klar und sofort einsichtig: Wenn Menschen zusammengeschlagen werden, dann muss ich meine Stimme erheben! Auch wenn das die Linke ist oder Moskau oder der Kommunismus.

Das andere ist: Er hat vorausgesehen, ohne Prognostiker oder Prophet zu sein, dass es ein Irrweg ist, wenn die Welt nur nach ihrer Nutzbarkeit betrachtet wird. Camus war sozusagen der erste ökologische Schriftsteller oder Philosoph.

Landschaften spielen bei Camus eine große Rolle. Alle seine Romane zeigen Natur und Landschaft. In ihnen spielt der Rhythmus des natürlichen Lebens eine wichtige Rolle. Man soll nicht gleich Schöpfung sagen, das war nicht sein Begriff. Aber es gibt solche Anklänge in seinen Werken.

Camus hat als erster Terror in einer radikalen Weise gesehen, wahrgenommen und kritisiert und nicht nur mit einem Auge hingeschaut.

Er drückt in seinen Romanen, z.B. in der Figur des Bußrichters in „Der Fall“, Dinge aus, die gefährlich, sehr gefährlich sind im positiven Sinne. Insofern ist er auch eine gefährliche Erinnerung an die Botschaft des Christentums, an etwas, das wir vergessen haben. Seine Botschaften sind gefährlich für unsere bürgerliche

Wohlanständigkeit. Diese Wohlanständigkeit haben wir immer aufrechterhalten, auch wenn wir versagt haben. Das ist das Beispiel von dem, der in „Der Fall“ an der Brücke steht, den Schrei der jungen Frau hört, die hinabspringt, und sich fragt: „Was hast du jetzt gemacht?“ Und er weiß: „Du hast gar nichts gemacht!“ Und am Ende sagt er: „Spring nochmal rein, dann werde ich etwas tun!“ Aber es ist vorbei!

Deshalb ist für mich der Arzt Rieux in „Die Pest“ die sympathischste Figur. Er ist in seiner Person und in seinem Handeln eine Antwort auf die Frage: Wer ist dem Pestkranken der Nächste? Doch der, der ihm hilft, der ihn heilt! Das erinnert an das Evangelium vom Barmherzigen Samariter. Der Klerus spielt darin keine ruhmreiche Rolle. Der Priester sah „es“ und ging vorüber. Er hatte offenbar Wichtigeres zu tun.

HELFEN UND VERÄNDERN

Gewiss ist es unsere Verpflichtung, die Rolle des barmherzigen Samariters für alle diejenigen zu übernehmen, die am Wege liegen geblieben sind. Aber das ist nur der Anfang. Eines Tages müssen wir begreifen, dass die ganze Straße nach Jericho geändert werden muss, damit nicht fortwährend Männer und Frauen geschlagen und ausgeraubt werden.

Martin Luther King

Camus – Sisyphos und Rebell

*Zu seinem Tod vor fünfzig
Jahren am 4. Januar 1960*

Vorbemerkung Albus:

Rupert Neudeck hat zum 50. Todestag von Albert Camus einen Text geschrieben, in dem er seine eigene Camus-Rezeption konzentriert wiedergibt. Der Text ist insofern von Bedeutung, als er auch den Unterschied zwischen Jean Paul Sartre und Camus in aller Klarheit herausarbeitet und gleichzeitig das innerste Anliegen von Camus aus der Sicht von Rupert Neudeck zum Ausdruck bringt.

Die extreme Botschaft für alle, die bei der humanitären Hilfe mitmachen, steht in dem Roman „Die Pest“, geschrieben von dem Algerien-Franzosen Albert Camus (1913 in Mondovi geboren). Dort gibt es den Journalisten Rambert, der wie so viele in seiner Berufsgruppe eine windige Figur ist. Er hat in der algerischen Peststadt Oran seine Reportage geschrieben, will jetzt abhauen. Aber es gibt schon eine Quarantäne, die über die Stadt ausgerufen wurde.

Da kommt der Journalist mit einem Arzt zusammen, Dr. Rieux. Und er fängt an sich zu schämen. Rieux sagt ihm: Er brauche sich nicht zu schämen, wenn er das Glück vorziehe. Ja, sagt der Journalist: „Aber man kann sich schämen, allein glücklich zu sein!“

Camus hatte nach eigenem Bekunden ein Drittel seines Werkes als Schriftsteller geschaffen, als er mit der Familie als 47-Jähriger in Aragon Silvester feierte. Man war zusammen mit der Familie des Verlegerfreundes Gallimard. Am 4. Januar 1960 wollte Camus nach Paris zurück. Er fuhr im Auto seines Freundes Michel Galli-

mard, ließ die Bahnkarte nach Paris verfallen. Auf der Nationalstraße 6 kommt der Wagen ins Schleudern, prallt gegen eine Platane. Camus ist sofort tot.

Sein Werk erfährt gerade in den Jahren nach dem Fall der Mauer eine ungeheure Aufwertung. 1957 wurde in Paris über Camus als „sanfte bürgerliche Seele“ gelästert, als er den Nobelpreis bekam. In seinem Theaterstück „Die Gerechten“ hat er eine Botschaft für unsere Zeit formuliert, die heute wieder aktuell ist. Das Stück handelt von den russischen Anarchisten. Die waren 1905 bereit, eine Bombe auf den Wagen des Großfürsten zu werfen. Da sah der junge Terrorist, dass sich im Wagen zwei Kinder befanden. Er warf die Bombe nicht.

Die Gespräche auf dem Theaterboden sind atemberaubend. Diese revolutionäre Gruppe ist sich einig: Die Organisation würde ihren ganzen Einfluss beim Volk einbüßen, „wenn sie auch nur einen Augenblick duldet, dass Kinder von unseren Bomben zerfetzt werden.“ Kalajew, der die Bombe nicht geworfen hat, ist davon überzeugt: An dem Tag, „da Rebellen beschließen, keine Rücksicht auf Kinder zu nehmen, wird die Revolution von der ganzen Menschheit gehasst.“

Camus stand in der Zeit des kalten Krieges im Windschatten von Jean-Paul Sartre. Er konnte sich nicht entschließen, das Lager des Weltkommunismus als sein eigenes zu erkennen. Er wurde deshalb von Sartre lächerlich gemacht: Er solle – so meinte dieser – auf die Galapagos-Inseln gehen, dort gäbe es keine menschlich-schmutzige Geschichte. Er kämpfte damals mit seinem großen Buch „Der Mensch in der Revolte“ (1952) gegen die herrschende politische Richtung an. Sartre und Beauvoir ließen sich von den Nachfolgern Stalins einladen und führten ein gutes Leben im Paradies der Werktätigen. Sartre zog aus Rücksicht auf die Kommunisten sogar die Premiere des Stücks „Die schmutzigen Hände“ in Wien beim Friedenskongress der Kommunisten zurück. Das machte Camus nie mit. Er blieb der unbestechliche Verteidiger der Freiheit und der Menschenrechte. Er schrieb über die Gulag-Ar-

beitslager in der Sowjetunion, die bis dahin nicht bekannt waren. Sartre hielt ihm entgegen, dass man nicht immer die Wahrheit sagen müsste.

Sartre selbst hat nach dem Tode Camus mit großer Freundschaft seine Gegnerschaft zu ihm beendet: „Für alle, die ihn geliebt haben, liegt in diesem Tode eine unerträgliche Absurdität.“ Camus habe – allen Machiavellisten und dem goldenen Kalb der Realpolitik zum Trotz – „von neuem das Vorhandensein des Moralischen bekräftigt“.

Das bis heute erfolgreichste Buch war ein philosophischer Essay, der eine ganze Studentengenerationen beflügelt hat: „Der Mythos vom Sisyphos“. Ein ganzes Nach-Katastrophengefühl der Generationen nach 1945 fand hier seine Entsprechung. Camus variierte den alten griechischen Mythos als eine Vorstellung vom Glück: Der Kampf, den Stein den Berg hinaufzurollen, kann das Herz eines Menschen erfüllen. „Man muss sich Sisyphos glücklich vorstellen“. Das hat immer wieder Politiker und Minister, Intellektuelle und Professoren bewogen, sich Camus zur Richtschnur zunehmen.

Franz Müntefering hat sich oft zu seinem Lehrmeister Camus geäußert. Er hat für sich als Politiker den Sisyphos-Mythos adaptiert: „Die Rahmenbedingungen ändern sich, die Aufgabe bleibt. Das Leben der Menschen erträglicher zu machen. Es soll ihnen besser gehen. Nur die Exzentriker der Linken und Rechten glauben an das Paradies auf Erden. Sisyphos glaubt nicht daran.“ Für ihn sei Sisyphos der erste Sozialdemokrat.

Der französische Präsident Sarkozy wollte Albert Camus „pantheonisieren“, und zwar mit gehörigem Pomp. Also schlug er vor, den Leichnam von dem heimeligen Friedhof im südfranzösischen Lourmarin ins Pariser Ehren-Pantheon umbetten zu lassen. Die Verwandten und Freunde Camus haben sich dagegen ausgesprochen. Camus sollte man dort in Ruhe lassen, wo er sich selbst am liebsten aufhielt. Es ist bekannt, dass er den Moloch und die eitle Pariser Intellektuellen-Szene nicht mochte.

Übereinstimmung und Konflikt

Camus und Sartre

Als die Auseinandersetzung 1949 über die Arbeitslager in Sowjetrußland auf dem Höhepunkt war, die ersten Nachrichten über den Gulag herauskamen, war Sartre dafür, das nicht zu veröffentlichen. Warum? Weil das nicht die Trauer hervorrufen würde, „dass so etwas unter Menschen möglich sei, sondern das Triumphgeheul der Bourgeoisie, die sich und uns sagen will. Seht, haben wir es nicht schon immer gewusst“.

Camus hielt ganz scharf dagegen. Wir können die Wahrheit nicht verschweigen, nur weil es unangemessene Reaktionen darauf geben kann.

Am 4. Januar 1960 ist Camus in der Nähe von Villeblevin gegen einen Baum geknallt und war sofort tot. Im Alter von 47 Jahren.

Albert Camus hatte vielfältige Beziehungen zu Jean-Paul Sartre. Sie waren auch konfliktiv bis polemisch. Aber bei Weitem nicht so fundamental schwierig, wie das immer wieder in der Literatur dargestellt wird. Es gab viele Gemeinsamkeiten zwischen den beiden. Sartre hat das in seinem Nachruf auf Camus' Tod anrührend und eindringlich beschrieben. Richtig ist, dass es einen großen Knall zwischen beiden gegeben hat, als ein Mitarbeiter von Sartre eine vernichtende Rezension über Camus' „Der Mensch in der Revolte“ geschrieben hat. Camus war für Sartre ganz wichtig. Er hat ihm immer sozusagen über die Schulter geblickt, wenn er etwas geschrieben hatte.

Camus war derjenige, der etwas festgehalten hat für unsere von zahlreichen Konflikten zerrissene Welt: den „éffet morale“, die „Tatsache der Moral“. Es gibt Moral und sie ist ganz unverzichtbar. Sartre hat es nach drei Anläufen nicht geschafft, eine Ethik zu schreiben, das hat er mir selbst im Gespräch gesagt. Es ist ihm nie gelungen. Albert Camus ist das auf seine literarische Art immer gelungen. Seine besten Essays, besonders die Erzählungen und die Theaterstücke, sind im Grunde genommen Übungen in politischer Moral.

Sartre hat bewundert, wie Camus mit kleinen, schmalen Bänden die gesamte Welt aus den Angeln heben konnte. Und er, Sartre, musste sich anstrengen, musste 600 Seiten schreiben: „Das Sein und das Nichts“ und „Die Dialektik der kritischen Vernunft“ – und bekam das immer noch nicht hin.

Ich glaube, dass die beiden viel enger aufeinander bezogen waren als man glaubt. Auch wenn sie sich nicht gesehen haben, auch wenn sie in verschiedenen Kulturen gelebt haben. Sartre bewegte sich in der linksintellektuellen Denkkultur der „Temps Modernes“ und all der anderen Gazetten, die es zu jener Zeit in Frankreich gab.

Camus dagegen, ganz unzeitgemäß, weil es damals nicht en vogue war, hatte sich anders positioniert. Aber eben genau das hat Sartre ganz sicher, so wie ich ihn kennengelernt habe, an Camus bewundert: immer nonkonformistisch, nie angepasst, nie irgendeiner Denkströmung verhaftet.

Der Nachruf auf Camus ist einer der schönsten Texte, die Sartre geschrieben hat. Sartre konnte zum Tode eines Mitkämpfers unglaublich einfühlsam schreiben, die unglaubliche Traurigkeit zum Ausdruck bringen, dass man nun nicht mehr miteinander zusammen sein kann. Das hat Sartre auf eine so menschliche Art gemacht, dass er wieder alle versöhnen konnte, die mit ihm über Kreuz waren.

Festzuhalten im Verhältnis der beiden Denker ist vor allem folgender Unterschied: der Konformismus Sartres und der Nonkonformismus von Camus. Sartres Konformismus ging so weit, dass er sein Theaterstück „Die schmutzigen Hände“ bei den kommunistischen Weltjugendfestspielen 1959 in Wien zurückgezogen hat. Etwas, was schon auf dem Weltmarkt der Literatur war, zog Sartre zurück, weil es hätte sein können, dass einige scheel um die Ecke gucken, wenn das dort aufgeführt würde!

Camus und Sartre haben sich im Stillen vielleicht mehr bewundert als wir das erahnen können. Vielleicht waren sie aber auch ein wenig neidisch aufeinander.

Ich habe an Sartre immer bewundert, dass ich, zum Beispiel, drei Bände „Flaubert“ von ihm lesen und keine einzige Seite davon überflüssig finden konnte. Da zeigte sich die unglaubliche Kraft der intellektuellen Einfühlsamkeit, die dieser Mann gehabt hat.

Auch wie er uns auseinandernimmt! Als ich in Münster „Das Sein und das Nichts“ gelesen habe, musste ich nach 50 Seiten immer auf die Straße gehen, weil es „gedampft“ hat. Man spürte, dass man durchschaut wird.

Ich war damals noch Raucher. Sartre konnte einem das Rauchen vermiesen, weil er alles peinlich genau beschrieben hat, was einen dazu bringt, dass man raucht.

Dann kommt hinzu, dass Sartre seine Freiheitsphilosophie entwickelt, von der ich glaube, dass wir sie alle gebrauchen können. Sie steht in keinem Widerspruch zur christlichen Botschaft, auch nicht zu einer anderen Philosophie und Lebensweise. Ihr Kern wird fassbar in diesem unglaublichen Satz, in dem er den Begriff der Freiheit formuliert hat: „Freiheit ist das, was ich aus dem mache, was aus mir gemacht worden ist!“ Da steckt eine unwiderlegbare Wahrheit drin! Jeder weiß, dass das wahr ist! Und jeder weiß, dass eine unbezwingbare Aufforderung in dieser Wahrheit steckt. Wir sind alle bedingt. Wir kommen nicht aus dem Nichts und erschaffen uns nicht aus dem Nichts. Wir sind irgendwo geboren, in eine Klasse, in eine Welt, in einen Kontinent, in eine Religion, und dann fängt es erst an. Das ist die Freiheitsphilosophie Jean-Paul Sartres, die ich befreiend finde. Sie setzt Aktivitäten frei. Keiner kann sich hinter dem verstecken, was aus ihm gemacht worden ist. Gerade wenn man sich von etwas abstoßen muss, ist das wieder ein Ausdruck von Freiheit. Ich muss es aber tun! Ich muss mich abstoßen! Ich darf nicht Kollaborateur sein, denn dann habe ich mich nicht abgestoßen. Ich stehe voller Bewunderung vor einem solchen Werk, obwohl ich auch bis heute mit vielem nicht übereinstimmen kann.

Sartre wurde wahrscheinlich in Frankreich auch zu sehr gelobt, geliebt und verehrt, als dass er noch selbstkritisch sein konnte. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Redakteur der Zeitschrift „Libération“. Er hatte einen Artikel, den Sartre abgegeben hatte, unmöglich gefunden. Die gesamte Redaktion fand ihn eigentlich unmöglich. Aber man hat ihn gedruckt, weil man Sartre

nicht nicht-drucken konnte! Darunter hat Sartre vielleicht auch gelitten: dass es nicht genügend kritische Mitarbeiter und Freunde gab. Simone de Beauvoir war das auch nicht in diesem Sinne. Ich stelle mir vor, dass Sartre und Camus, wenn sie sich miteinander vertragen hätten und Freunde gewesen wären, sich hätten sehr gut gegenseitig kritisieren und korrigieren und sich dadurch gegenseitig hätten bereichern können.

Sartre hat mich in meinem Innersten überhaupt nicht befremdet. Weder mit seinem Atheismus, noch mit seinem polternden Revolutionarismus. Er hat ganz schlimme Sachen geschrieben. Etwa das Vorwort zu „Die Verdammten der Erde“. Das ist ein ganz wüster Text, aus dem man als Terrorist im Grunde eine Anleitung zum Terrorismus hätte entnehmen können, wenn man wollte. Aber in der Rückschau gilt für mich vor allem der Respekt vor der gewaltigen Leistung seiner Philosophie, die in der Tat eine Weiterentwicklung der Existenzphilosophie von Sören Kierkegaard, Edmund Husserl und Martin Heidegger ist.

Sartre hatte viele Begabungen. Er hat eindrucksvolle Theaterstücke geschrieben. Er hat interessante Erzählungen geschrieben: „Der Ekel“, „Die Wege der Freiheit“ und andere.

Er war ein manischer Schriftsteller, der nicht aufhören konnte zu schreiben. Und der das noch unterstützt und gefördert hat dadurch, dass er Drogen genommen hat.

Er hat Vorstellungen von literarischem Stil entwickelt, die ich bis heute unglaublich eindrucksvoll finde. Sartre hat beklagt, dass wir in unserer Zeit mit Maschinen schreiben. Er hat noch gar nicht gewusst, dass wir heute nicht mehr nur mit Maschinen, sondern mit elektronischen Maschinen schreiben. Wenn er das gewusst hätte, wäre er vermutlich an die Decke gegangen. Er hat nicht einmal ertragen können, dass wir eine Seite mit einer Schreibmaschine beschreiben, weil er der Meinung war, das ist nicht der subjektive, eigene Stil. Der eigene Stil ist das weiße Blatt Papier, das mit meiner Handschrift, mit meiner eigenen Intention, mit meinen Vorstellungen so beschrieben wird, dass es nur meine Seite sein

kann. Das alles macht Sartre für mich zu einer faszinierenden Figur der Zeitgeschichte.

Ich hatte das Glück, ihn noch persönlich zu erleben, kurz vor seinem Tode. Da habe ich einen selbstkritischen Sartre erlebt. Das konnte er auch sein. Ich habe ihn zu der Stammheimepisode befragt. Dazu hat er mir ganz offen gesagt, dass er von der Lage dort Vorstellungen hatte, die ihm in aller Regel Klaus Croissant, der Rechtsanwalt der dort einsitzenden Terroristen, in Paris beigebracht hatte. Dass diese armen Leute in Stammheim in einer Isolationszelle sitzen, also gar nicht mehr atmen und leben können. Bei seinem Besuch dort hat er gesehen, dass das alles nicht stimmte, was ihm Croissant übermittelt hatte. Er ist also von Croissant im Grunde betrogen worden. Das hat er 1979 gesagt.

Liebenswürdig hat er meine Fragen angehört

Die persönliche Begegnung mit Sartre

Es war eigentlich ein unmöglicher Wunsch, mit Sartre zu sprechen. Seine Größe war so unheimlich, dass ich mir nicht habe vorstellen können, dass ich jemals hätte mit ihm sprechen, ihn interviewen, ihm begegnen könnte. Da hat mir Alice Schwarzer geholfen. Sie hatte einen unmittelbaren Draht zu Sartre und hat mir einen Termin bei ihm gemacht. Es war der 1. Februar 1979.

Ich bin am 31. Januar in Paris angekommen, habe mich mit André Glucksmann getroffen, um das Interview vorzubereiten, und bin am 1. Februar zu Sartres Wohnung gegangen. Ich kam in die zweite Etage und sah, dass er vor seiner Tür stand. Der Briefträger hatte ihm ein Päckchen mit Büchern gegeben. Das hat er gerade aufgemacht und er bat mich, als ich dazu kam, ich habe ihn nur ganz kurz begrüßt, ihm die Titel vorzulesen. Er konnte noch fernsehen, konnte aber nicht mehr lesen. Wie das ging, weiß ich nicht. Er war so unglaublich liebenswürdig. So hatte ich ihn mir nicht vorgestellt. Ich dachte, das ist ein politischer, radikaler Berserker, der überall auf den Tisch haut und will, dass sich die Dinge sofort ändern. Nein, gar nicht! Richtig liebenswürdig hat er alle meine Fragen angehört. Er hat gesagt, dass er Fragen wie die meinen gar nicht mehr gestellt bekommt und dass er deswegen dankbar sei dafür.

Ich habe ihn auch gefragt zu seiner Zeit in Berlin, wo er 1933/1934 war. Und wollte natürlich wissen, wie er die Machtergreifung der Nationalsozialisten erlebt hat. Darauf hat er sehr ehrlich geantwortet. Er sei damals noch sehr unpolitisch gewesen. Er

hätte in Berlin Husserl gelesen. Aber hätte kaum etwas mitbekommen von dem, was da politisch vor sich ging. Er hat die Ermordung von Röhm und Genossen mitbekommen. Er hat mitbekommen, dass das Klima in der Stadt und im Land damals sehr eisig geworden ist. Er hat mir erzählt, dass er damals Deutsch sprechen konnte und es hinterher ganz verloren hat. „Romanisches Café“ konnte er auf Deutsch sagen. Aber nicht mehr einen vollständigen Satz. Das fand ich sehr spannend.

Am Ende des Gesprächs hat er etwas gesagt, was Camus auch hätte sagen können. Deshalb bin ich ja auch so sehr davon überzeugt, dass die beiden nicht so weit auseinander waren.

Meine Frage, die alte Frage von Lenin „Was tun?“, beantwortete er mit Blick auf die junge Generation. Einen Teil seiner Antwort zitiere ich wörtlich:

„Ich sage, dass man die Institutionen zerstören muss, die gegen die wahre Demokratie sind. Man muss versuchen, für die zu handeln, die in der gegenwärtigen Situation am meisten bedrängt und bedroht sind. Man muss eine permanente Anstrengung machen, damit die wahre Demokratie existiert. Ich meine die wahre Demokratie. Und nicht all die Lügen, mit denen man Demokratie simuliert. Ein Staat, in dem einige Menschen höher gestellt sind als andere, in welchem eine Minderheit der Mehrheit sagen kann: Tut dies! Tut jenes! ist keine Demokratie. Das ist ein autoritärer Staat. Kein totalitärer, aber ein autoritärer. Es ist der Staat, in dem wir leben. Und so soll es nicht sein. Wir müssen eine wertvolle Gesellschaft wiederfinden, in der man für die anderen und für sich selbst leben kann. Aber man kann innerhalb der Institutionen nicht zu dieser wertvollen menschlichen Gesellschaft kommen. Nur in der Aktion. In der Aktion eines Jeden! Einer moralischen Aktion übrigens! Denn die Aktivität für den Anderen ist immer eine moralische Tat.“

Dann fragte ich noch einmal: „Kann man optimistisch sein, was das Ziel angeht, wo wir doch wissen, dass die gegenwärtigen Strukturen übermächtig und kaum zu überwinden sind?“

Darauf hat er ganz lange geschwiegen und dann gesagt:

„Man muss es versuchen können. Man muss versuchen zu lernen, dass man sein Sein, sein Leben so suchen kann, indem man für die Anderen tätig ist. Darin liegt die Wahrheit. Es gibt keine andere.“

Das ist mein Gebot: Liebt einander,
so wie ich euch geliebt habe.

Es gibt keine größere Liebe,
als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.

*Johannesvangelium Kapitel 15, Vers 12-13
Neues Testament
Aus den Abschiedsreden Jesu*

Institutionen sind mir egal

Zu den Widersprüchen stehen

Als Rupert Neudeck das Zitat von Sartre zu Gehör brachte, fielen mir spontan die Sätze aus den Abschiedsreden des Jesus von Nazaret aus dem Johannesevangelium des Neuen Testaments ein. Und ich spürte das dringende Bedürfnis, Sartres Institutionenkritik mit der katholischen Kirche und ihrem Einfluss auf das Leben von Rupert Neudeck in Verbindung zu bringen.

Albus:

Die Sätze von Sartre könnten auch Urworte Jesu sein. Ich finde das frappierend, ohne Sartre vereinnahmen zu wollen. Aber ich möchte jetzt einmal mit dir darüber diskutieren, was es für dich bedeutet, wenn Sartre sagt, man müsse die Institutionen zerstören, die gegen die wahre Demokratie sind.

Eine lange, prägende Zeit deiner Lebensstrecke ist in einer Institution ohne „wahre Demokratie“ verlaufen. Ich bin der Auffassung, dass, abgesehen von deiner inneren Einwilligung, solche kirchlichen und asketischen Praktiken, wie du sie vollzogen hast, die Person zerstören. Wenn es stimmt, was Sartre sagt, müssten wir beide, ich bin da derselben Auffassung wie du, die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt abschaffen, weil es in ihr keine wahre Demokratie gibt.

Neudeck:

Ich bin ja nicht dagegen.

Albus:

Wie bekommst du das aber zusammen? Auf der einen Seite sagst du, was ich verstanden habe, dass das für dich kein Bruch war. Du hast es in deiner Frühzeit so getan. Du hast mehr getan als gefordert wurde. Aber gleichzeitig in einem System, in einer Institution, um bei Sartre zu bleiben, die alles andere als eine menschenfreundliche, wahre Demokratie praktiziert hat.

Als ich den Film „Die große Stille“ angeschaut habe, gedreht im strengsten Kartäuserkloster, konnte ich in der Nacht danach nicht schlafen, weil ich mir immer wieder gesagt habe: Wenn das Gottes Wille ist, dass Menschen sich möglichst früh aus der Welt schaffen, und das noch mit Gottes Willen begründen, das kann doch nicht stimmen! Hilf mir diesen Widerspruch doch einmal zu lösen! Wie bringst du beides zueinander oder ineinander?

Neudeck:

Durch einen Trick! Ich verlasse mich auf ein, zwei Leute, die mir in dieser Frage eine Richtung zeigen. Zum Beispiel erzählte mir mein Lieblingsbischof Martin Happe von Mauretanien, ein Weißer Vater, die schöne Geschichte, dass er mit seinem muslimischen Freund, einem Arzt, zusammen gesessen und gegessen hat, auch um besser arabisch sprechen zu lernen. Dann gingen sie einmal nach draußen und dort hat ihm Dieudonné, so heißt der Freund, gesagt: „Bischof, eigentlich bist du ein ganz guter Kerl. Und ich werde für dich beten.“ Martin Happe hat ihm geantwortet: „Das ist gut so, wenn du das machst.“ Dieudonné noch einmal: „Du bist eigentlich ein guter Kerl, aber ich bedaure, dass du in der Hölle schmoren musst.“ Bischof Happe darauf: „Jetzt müssen wir wieder ins Haus reingehen.“ Dann sind sie reingegangen und der Bischof hat erwidert: „Wenn ich den Koran richtig lese, dann beginnen alle Suren mit der Anrufung des Allbarmherzigen. Und wenn ich mein Evangelium, die Botschaft von Jesus Christus, sehe, dann ist dort die entscheidende

Aussage ‚Barmherzigkeit‘. Und wenn wir beide zum gleichen Gott beten, dann kann der allbarmherzige Gott nicht wollen, dass die Hälfte der Menschheit in der Hölle schmort. Das kann einfach nicht sein.“

Das ist mein Trick, dass ich mich auf solche Leute zurückbesinne. Dann ist mir diese Institution, die man in dieser Frage zu Recht kritisieren kann, auch nicht mehr so ganz wichtig. Es wäre zum Beispiel für mich institutionell und existentiell eine schwierige Frage, wenn ich Angestellter der Kirche wäre. Dann würde ich damit nicht so einfach umgehen können. Aber so wie ich jetzt lebe, bin ich von der Botschaft des Evangeliums überzeugt und bestimmt. Die Botschaft ist für mich glaubwürdig. Ich gehe auch gerne in die Kirche. Das ist bei mir so wie bei Heinrich Böll. Ich empfangе auch gerne die Sakramente. Ich finde gut, dass es sie gibt. Ich finde gut, dass es Sichtbarkeiten gibt in der Verkündigung und in der Liturgie, in der Feier des Gottesdienstes.

Aber ich würde mir auch wünschen, das ist der zweite Teil meiner Antwort, dass es auch eine wirkliche Umkehr der Kirche und in der Kirche gibt, die das alles, die Institution, hinter sich lässt. Das ist anarchistisch, das weiß ich. Ich werde es meinem theologischen Lehrer in Münster, Johann Baptist Metz, nie vergessen, dass er mir das beigebracht hat. Die Botschaft von Jesus trägt einen Großteil von Anarchie in sich. Nicht Hierarchie, sondern Anarchie! Und da ich die Hoffnung nicht aufgebe, dass es das eines Tages geben kann, kann ich diese Institution zur Not ertragen. Die Botschaft ist mir wichtiger als die Institution. Wir haben jetzt einen Papst Franziskus. Der ist vielleicht auf dem Wege dahin. Wir haben Ruth Pfau, die Ordensschwester und Leprospezialistin, die seit über fünfzig Jahren in Pakistan arbeitet. Sie sagt in ihrem letzten Buch: „Ja, was ist das denn? Da werden Gemeinden zugemacht, weil nicht genügend Priester da sind. Dann aber jetzt dalli, dalli, da müsst ihr jetzt Frauen ordinieren! Das ist jetzt das Allernotwendigste!“

Albus:

Da beißen sich die Dinge hart im Raum. In der Beurteilung des gegenwärtigen Papstes stimme ich mit dir vollkommen überein. Ich weiß aber auch, dass die Institution, in der es nie eine wahre Demokratie geben wird, in manchen ihrer ach so liebezienden Vertretern sagt: Wir ducken uns weg! Der Papst hat nur noch einen Lungenflügel, er ist bald 80 Jahre alt und hat Arthrose und macht sowieso bald die Fliege, da ducken wir uns einfach weg, bis das vorbei ist, und machen dann so weiter wie bisher. „Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit“ heißt es in einem bekannten Kirchenlied, das mit dem Satz beginnt: „Großer Gott, wir loben Dich!“ Das ist eine Kürzestbeschreibung von Kirchengeschichte. Jedes Mal, wenn einer kam und es anders zu machen versuchte, wurde er ermordet oder entproblematisiert oder durch Hagiographie unschädlich gemacht.

Ich verstehe immer noch nicht, dass du die Dinge, die sich nun wirklich beißen, so nebeneinander stehen lassen kannst. Das war doch eine ziemlich brutale Existenzform, die du in den ersten Jahren deines Lebens praktiziert hast. Bußgürtel, Geißel und anderes mehr, die Übererfüllung der Anweisungen, die dich dann im Endeffekt auch physisch in den Ruin getrieben hat, indem du todkrank geworden bist. Dass das gut gewesen sein soll, das kann ich nicht verstehen. Es mag von dir im Nachhinein als gut angesehen werden. Aber im Vollzug war es doch ziemlich schlimm, wenn nicht gar katastrophal. Ich kann das einfach nicht verstehen. Etwa im Blick auch auf die frühen Mönche im 2. nachchristlichen Jahrhundert, die Wüstenväter, die ja auch zum Teil wüste Väter waren. Wie kriegst Du das alles zusammen, Sartre, Camus und die Institution Kirche?

Neudeck:

Ich kann damit leben!

Albus:

Ja aber wie, frage ich dich?

Neudeck:

Was bringt es mir, wenn ich mit großem Krawall aus der Institution austrete? Das bringt mir gar nichts! Man soll sich auch bescheiden genug sehen, das nicht zu tun.

Das Zweite ist: Ich finde auch, dass es nicht erlaubt sein darf, diese Askeseübungen weiter in der Kirche durchzuführen. Ich habe Grund zur Annahme, dass es auch nicht mehr geschieht. Ich sitze hier und kann nicht anders. Ich empfinde, das Noviziat bei den Jesuiten und das was ich da erlebt habe, hatte so viele Facetten, die mich geprägt haben, dass ich diese eine Facette, in der ich aus eigenem Antrieb Dinge gemacht habe, die mir keiner befohlen hat, nicht negativ bewerten möchte. Ich kann über objektive Strukturen, die viele andere Menschen angehen, sehr wütend werden, da kann ich auch Sartre zitieren, kann ihm auch zustimmen.

Albus:

Eine Perspektive, die sich durch dein Leben zieht, ist Radikalität. Da ist aber auch die Sehnsucht nach Freiheit.

Wir müssen noch ein paar Sätze über Radikalität verlieren. Da scheint einer der Zugänge zu sein, um dich und dein verrücktes Leben, deine vielen Lebenswenden besser zu verstehen.

Um noch einmal auf die Institution zurück zu kommen: Ich halte das, was die Institution Kirche in der Zeit deines Lebens, aber auch schon lange davor, mit den Menschen „gemacht“ hat, für einen Schlag in das Gesicht Gottes.

Nehmen wir mal die Aussage der Bibel, dass der Mensch ein Ebenbild Gottes ist, dann muss Gott auch die Veranlagung gehabt haben, sich selbst zu zerstören. In dem was zum Beispiel im frühen Mönchtum und auch noch jahrhundertlang danach, bis in deine Zeit, in unsere Zeit hinein, die Institution na-

mens Kirche von den Menschen verlangt hat, liegt ein Zug zur Selbstzerstörung. Darin liegt ein Widerspruch für mich verborgen oder er ist offenbar. Hilf mir, diesen Widerspruch zu lösen.

Neudeck:

Da gibt es ganz viele Widersprüche. Aber ich halte mich immer an die, die Widersprüche versuchen aufzulösen.

Also: Franz Kamphaus, der ehemalige Bischof von Limburg. Mit ihm bin ich zusammen in einem Franziskanerkloster der Kroaten gewesen, und die führen dort alle nationalistische Reden. Da sagt Kamphaus, 1993: „Ich möchte euch alle exkommunizieren! Ihr redet nicht wie Christen und besonders wie Katholiken reden sollen. Für einen Christen ist es klar, dass er universal denken muss. Man kann nicht Christ und Nationalist sein. Das geht nicht.“

Mit Menschen wie Franz Kamphaus bin ich gerne zusammen. Mit den anderen habe ich wenig Berührung. Ich suche sie auch nicht. Aber ich weiß, auch von den Protestanten, von den Muslimen und von den Juden: Es gibt Verfestigungen, Verhärtungen der „reinen“, ursprünglichen Lehre, die Formen annehmen, die man als „entartet“ bezeichnen muss. Die einfach ganz weit weg sind von dem, der sie einmal ursprünglich ausgesprochen hat. Ich weiß ja nicht, was ich gemacht hätte, wenn ich Jesuit geworden wäre.

Albus:

Du wärst vielleicht das geworden, was man in unserer Jugend kirchlicherseits erwartet und wozu man uns regelrecht trainiert hat: Ein guter „Soldat Christi“, ein „miles christi“.

Neudeck:

Ich kann deine Fragen auch deswegen nicht gut beantworten, weil mich nämlich mehr interessiert, was ich von der Kirche noch will.

Radikalität

Eine durchlaufende Perspektive

Albus:

In Ordnung! Ich lasse das für mich jetzt einfach mal als Widerspruch stehen. Du akzeptierst, du integrierst das in dein bisheriges Leben und gehst nach deiner festen Überzeugung relativ unbeschadet heraus.

Neudeck:

Es ist die beste Formel zu sagen: Da ist ein Widerspruch! Wir leben in Widersprüchen. Steht dazu!

Albus:

Gut, das ist deine Antwort. Lassen wir sie so stehen!

Nachbemerkung Albus:

Das Stichwort „Radikalität“ spielt im Leben Rupert Neudecks eine zentrale Rolle. Im „Guten“ wie im „Bösen“. Seine Radikalität kann beißend werden. Zuweilen auch nicht mehr ganz verständlich und einsichtig. Sie wurzelt in der Religiosität seiner Kindheit und Jugendzeit. In jener Zeit waren die gesellschaftlichen Stützstrukturen für die christliche Religion noch weitgehend intakt. Das ist heute nicht mehr so. Bleibt also noch die Frage, wie Rupert Neudeck Radikalität versteht.

Radikalität? Ich kann nur über eine Beschreibung der Wirklichkeit unserer Gesellschaft erklären, was sie für mich ist.

Wir leben in einer viel zu hypertrophen Sicherheit und tun alles dazu, damit Sicherheit sicherer wird. Radikalität besteht für mich darin, dass man an der Sicherheit vorbeigeht und sie nicht so sehr beachtet. Das geht bis hin zur Illegalität. Selbst dieses Gebiet hat unsere Gesellschaft schon eingezäunt. Wir haben das Kirchenasyl, das ist illegal, wird aber für legal gehalten. Ich bin dafür, dass wir das weiter so halten. Aber es gibt noch mehr Formen, mit denen wir gegen den Stachel löcken, anfangen müssen, uns eben nicht damit zu begnügen, unsere Tarifordnungen zu schützen, also auch über Grenzen gehen, wenn es nicht erlaubt ist, wenn wir wissen und spüren, dass es notwendig ist, drüber zu gehen. Darin besteht das Entscheidende der christlichen Botschaft.

Der schlimmste Fall, den ich erlebt habe, in dem diese Botschaft missachtet wurde, war für mich eine Erfahrung in Ruanda. Ich hatte dort einen weißen Militärseelsorger aus Belgien getroffen, der nichts dabei fand, mit den wenigen anderen Belgiern aus dem Hexenkessel des Völkermordes ausgeflogen zu werden, ohne seine schwarzen Mitbrüder mitzunehmen – oder bei ihnen zu bleiben. Der fand da nichts dabei. Das ist so. Da fängt Radikalität an, dass man nicht erlaubt, dass es so sein darf, sondern dass man anfängt, dagegen aufzubegehren, diese Wand zu durchstoßen.

Was die ausländischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, die Asylsuchenden, auch die Illegalen betrifft: Es gibt keine schlim-

mere Form der Abwehr, mit der unser schlechtes Gewissen agiert, als das Argument: „Die wandern doch nur in unsere Sozialsysteme ein!“ Das heißt: Wir wollen unsere Sozialsysteme nur für uns haben. Und wenn es einen Völkermord in Afrika gibt, dann ist es notwendig, dass wir „unsere Leute“ rausholen aus dem Hexenkessel.

Der schlimmste Skandal in unserer Gesellschaft, vor allem wenn wir es unter christlichen Aspekten sehen, besteht doch darin, dass wir alle „wissen“, dass unser Leben wertvoller ist als das eines Senegalesen oder eines Somaliers, eines Thailänders oder eines Namibiers. Und zwar nicht hypothetisch oder eschatologisch, sondern in der Realität. Das ist mir bei den Migranten in Mauertanien ganz deutlich geworden: Wir dürfen es auf Dauer nicht zulassen, dass nur wir wertvoll sind und die anderen nicht. Das empfinde ich als den größten und intensivsten Ausdruck von Radikalität.

Ich finde es immer wichtig, sich klar zu machen, wohin das führen kann, wenn man in diese Richtung denkt und handelt.

In Deutschland ist das Wort „Radikalität“ nicht angesehen. Es ist verpönt, eine Verballhornung von „Terrorismus“. Im Grunde ist es schon halber Terrorismus. Ich bin sehr daran interessiert, dass der Wert, den das Wort meint und zum Ausdruck bringt, uns wieder zur Verfügung steht, dass wir diesen Wert achten und ihm folgen können. Das muss nicht jeder machen. Wer es fassen kann, der fasse es! Aber wenn man in die Situation kommt oder sich in sie hinein begibt und ernst nimmt, was Sartre gemeint hat, wenn man das als Auftrag wahrnimmt, dann kann ich das leider nur tun, indem ich radikal werde und bin. Das fängt mit kleinen Sachen an und geht weiter zu großen Sachen.

Zwei Abgeordnete des deutschen Bundestages sind mit mir zusammen in die Provinz Herat im Westen Afghanistans gefahren. Eigentlich durften sie nicht mitkommen, weil das Gebiet, anders als Kunduz, ein Nicht-Mandatsgebiet der Bundeswehr war, und es somit für Abgeordnete verboten war. Wir haben uns darüber hin-

weggesetzt. Das war ein so unglaublicher Akt, dass ich heute noch sage: Da fängt Radikalität schon an. Kein anderer Abgeordneter hat das gemacht. Die beiden haben es durchgesetzt für sich. Ich ehre und schätze das.

Radikal zu sein, bedeutet, nicht stehen zu bleiben bei den angenehmen Verhältnissen, in denen wir leben. Diese Verhältnisse will ich damit nicht kritisieren. Ich glaube, dass unsere Gesellschaft gut organisiert ist. Aber sie muss sich das Potential bewahren, zumindest in einigen Vertretern, dass sie darüber springt. Radikal werden ist auch ein Sprung.

Wenn man in einer entscheidenden Situation ist, an der Grenze steht und weiß, ich muss jetzt hier durch den Tunnel, das war bei Sarajewo so, dann muss ich durch den Tunnel gehen. Ich kann nicht sagen: Ich habe diesen Tunnel mal gesehen! Ich muss raus und versuchen, durch den Tunnel zu gehen! Wie in Palästina bei Gaza oder sonst wo. Das muss ich dann versuchen.

Ich nehme die Begründung für ein solches Tun aus dem Evangelium. Aber ich sage, dass man sie nicht nur aus dem Evangelium nehmen kann. Wir haben genügend Leute bei Cap Anamur gehabt, die diese Begründung überhaupt nicht aus dem Evangelium genommen haben und das genauso machen und immer wieder machen.

Ich, Rupert Neudeck, brauche, um radikal human zu sein, Religion. Aber man braucht sie nicht unbedingt. Man kann auch andere Begründungen haben.

Richtig radikal kann man nur für sich selbst sein. In einer Gesellschaft, in der man andere gewinnen muss, braucht es meistens Formen, in denen die Radikalität meist schon in der Gefahr ist, abgeschliffen zu werden. Aber es ist möglich, die gemeinsame Radikalität plausibel zu machen und durchzusetzen.

POESIE DES TUNS

Es ist schön, ein hungerndes Kind zu sättigen,
ihm die Tränen zu trocknen,
ihm die Nase zu putzen,
es ist schön, einen Kranken zu heilen.
Ein Bereich der Ästhetik, den wir noch nicht entdeckt haben,
ist die Schönheit des Rechts;
über die Schönheit der Künste, eines Menschen, der Natur
können wir uns halbwegs einigen.

Aber – Recht und Gerechtigkeit sind auch schön, und
sie haben ihre Poesie,
wenn sie vollzogen werden.

...

Heinrich Böll

(Böll hat das Gedicht für das Comité Cap Anamur geschrieben.)

Rettung auf hoher See

Cap Anamur

Cap Anamur, das Wort ist eben gefallen. Das war so eine radikale Aktion. Ich musste springen, wusste überhaupt nicht wie sie ausgeht.

Ich war in Paris zum Besuch bei Jean-Paul Sartre. André Glucksmann war gerade aus dem Südchinesischen Meer zurückgekommen und hat mir erzählt, was auf der Insel Pulau Bidong los ist. Die französischen Freunde hätten schon ein Schiff in Aussicht, das fliehende Menschen in kleinen Booten auf hoher See retten sollte. Es fehlte aber an Geld. Der Auftrag an uns war, zumindest Geld dafür zu sammeln, was ja auch ganz wichtig ist. Und schwierig, wenn man es nicht mit dem Staat zusammen machen kann. Eine Rettung aus dem Südchinesischen Meer oder andere große Rettungsaktionen kann man nicht mit dem Staat zusammen machen. Von dort war also kein Geld zu bekommen.

Da war einfach nur die Aufforderung an uns, etwas zu tun. Ich wusste, dass es nicht reichen würde, wenn ich jetzt nach Deutschland zurückgehe und sage: Leute, gebt uns mal Geld! Ich wusste, dass man das organisieren, eine Aktion ins Leben rufen musste.

Am besten organisiert man so etwas, wenn man einen Menschen kennt, der einen bekannten Namen hat. Einen Namen, der in der Gesellschaft nicht überhörbar und übergebar ist. Also schrieb ich einen Brief an Heinrich Böll. Böll, den ich schon von einem Interview her kannte, hat drei Tage später angerufen: „Neudeck, wir müssen das tun! Und ich bin dabei.“

Diese beiden kurzen Sätze haben mein Leben verändert. Mit

der Antwort Bölls wusste ich: Es wird gelingen. Wenn Heinrich Böll dabei ist, wird es gelingen. Das hieß: Wir werden einen Aufruf machen, wir werden Geld sammeln können. Und wir werden das mit dem wunderbaren Gefühl machen können, dass Heinrich Böll auf unserer Seite ist.

Wir hatten die französischen Freunde als Vorbild. Sartre hatte mir gesagt: Wenn es darum geht, Menschenleben zu retten, dann müssen alle zusammen gehen – ohne Unterschied, welcher weltanschaulichen und politischen Richtung man angehört. Dann muss man seine Konflikte ruhen lassen. Danach können sie weiter gehen. Aber für diese Sache muss man sie ruhen lassen. Deshalb hat Sartre auch akzeptiert, dass Raymond Aron und andere mit zum Comité in Frankreich gehörten.

Wir hatten die Idee, dass wir das auch schaffen müssten. Wir wollten Matthias Walden, einen bekannten Publizisten, der eher dem rechten politischen Spektrum angehörte, für unsere Aktion, als Mitglied im deutschen Komitee „Ein Schiff für Vietnam“ gewinnen. Wir fragten Böll, ob das aus seiner, eher linken Position in Ordnung wäre? Böll sagte, er verstehe die Frage gar nicht. Selbstverständlich müssten wir das tun.

Dann haben wir die erste Pressekonferenz gemacht. Das war noch nicht der Durchbruch. Der Durchbruch kam erst mit einer Fernsehsendung von Franz Alt. Das war im Juli 1979. Drei Tage später hatten wir 1,2 Millionen DM zusammen. Wir hatten nun den Auftrag, das Schiff, die „M/S Cap Anamur“ zu chartern. Wir kannten den Reeder schon, hatten das Schiff schon bei ihm avisiert. Er hatte das Schiff in Kobe, Japan, gekauft. Kobe lag schon in der fraglichen Region. Das war schon mal günstig für uns. Dann haben wir den Chartervertrag mit ihm gemacht.

Wir dachten zuerst, dass drei Monate reichen müssten für die Aktion. Das Geld war ja begrenzt und das Unternehmen sehr teuer. Aber dann geschah das Wunder: Die Bevölkerung in Deutschland hat immer weiter Geld gegeben und hat damit zum Ausdruck gebracht, dass sie eine Fortsetzung der Aktion wollte.

Das war mit eine der schönsten Erfahrungen meines Lebens: dass die Aktion mit dem Schiff immer weiter gehen konnte.

Dann gab es eine Lex Cap Anamur, eine Verwaltungsvereinbarung von Bundesregierung und Landesregierung, dass künftig Schiffe mit deutscher Flagge nicht einfach losfahren können, sondern dass dies eine international abgestimmte Aktion sein müsste. Und das Schiff dürfte in Zukunft solche Menschen auf hoher See nicht mehr suchen, sondern dürfte sie nur noch finden.

Zwei Jahre später kam es zu einer weiteren Aktion. Wir haben ein Schiff zusammen mit den Franzosen gechartert. Das war nicht mehr das ganz große Schiff wie das erste. Aber es war immerhin die „Cap Anamur II“. Darüber hat sich der bayerische Ministerpräsident ganz fürchterlich aufgeregt und meinte, das müsste doch international abgestimmt werden. Da hatten wir die schöne Gelegenheit, den Altphilologen Franz-Josef Strauß zu belehren, dass „inter nationes“ eben mit zwei Nationen beginnt und es nicht 25 Nationen sein müssen. Auch dieses Schiff ist dann losgefahren und wir haben später noch ein drittes ausfahren lassen.

Das war deswegen eine so gute Erfahrung für mich, weil ich meine eigene, deutsche Gesellschaft mit einer großen Mehrheit auf meiner Seite wusste. So etwas vergisst man nicht!

Die ganze Aktion hat mein Leben verändert. Auch familiär. Unser Wohnzimmer in Spich war von dieser Stunde an ein Hauptquartier, ein Quartier Général. Wir, Christel und ich, hatten alle Hände voll zu tun mit den damals noch nicht so üppigen Kommunikationsmöglichkeiten. Wir mussten Kontakt zum Schiff im Südchinesischen Meer halten und Treffen mit Kandidaten organisieren. Wir mussten Mediziner Teams an Bord schicken. Das erste Team war ja ein Mediziner Team, die nächsten auch noch.

1980 begann dann in Kambodscha auch eine erste Landaktion. Dann eine erste in Afrika, in Somalia. Das Ganze wuchs allmählich immer weiter.

Wie wir das geschafft haben wissen Christel und ich heute nicht mehr so genau. Aber es hat irgendwie geklappt.

Grenzen der journalistischen Distanz

Michael Albus

Rupert Neudecks Aktionen und seine Arbeit als Journalist, die er beibehielt, erregten Anstoß, brachten ihm immer wieder Ärger mit denen, die „über“ ihm standen, oder die sich von ihm peinlich berührt fühlten.

Mir war diese Situation sehr vertraut, weil ich mich auch mit der Frage auseinandersetzen musste, wo die Grenzen der sogenannten „Distanz des Berichterstatters“ verliefen. Sie waren und sind immer fließend. Man musste sich vor Ort und in der Situation entscheiden. Das führte einen in innere Konflikte im Augenblick und in äußere danach.

Rupert Neudecks Haltung wurde ihm von Vielen, auch von Kollegen, als Rollenverstoß vorgeworfen. Ich konnte diesen Vorwurf nie ganz verstehen. Wie kann ich mich „vornehm“ aus einer Sache heraushalten, wenn sie mich unbedingt angeht?

So gesehen ist der Rollenverstoß nichts anderes als eine Variation des Grundthemas „Radikalität“ bei Rupert Neudeck.

Grund genug, ihm in der Form des Wortwechsels, der Nachfrage noch einmal auf den Leib zu rücken

Als Journalist klar und offen Farbe bekennen

Rollenverstoß

Albus:

Du hast während der Aktion mit „Cap Anamur“ weiter als Journalist beim Deutschlandfunk gearbeitet. Da habe ich oft heftige Kritik über dich gehört: Wie kann man als Journalist in der professionell vorgeschriebenen Distanz bleiben und gleichzeitig so eine Aktion machen? – Ich habe im eigenen Sender von meinem Intendanten anlässlich eines langen Interviews im „Sonntagsgespräch“ des ZDF, das ich mit dir führte, gesagt bekommen, dass ich doch gefälligst solch einen „Missionar“, damit warst du gemeint, nicht in eine öffentlich-rechtliche Sendung bringen sollte. Wie hast du die beiden Rollen miteinander vereinbaren können?

Neudeck:

Ich habe zu allen Zeiten meines Lebens darin keinen professionellen Widerspruch gesehen. Auch wenn andere das so gesehen haben, bleibe ich dabei. Ich habe es nicht so gesehen.

Ich wusste, was ich tat. In Interviews aus den Krisengebieten, in denen ich für den DLF war, habe ich „Cap Anamur“ selbstverständlich nicht erwähnt. Das war ganz klar. Ich hatte die Gunst und den Vorzug, dass ich in einem Unternehmen war, das der Aktion sympathisierend gegenüber stand. Das hätte nicht sein müssen. Mein Chefredakteur sagte: Wir finden das gut, was du machst. Aber vom deutschen Beamtenrecht her gesehen gibt es keine Vergünstigungen – drei Monate Urlaub,

zum Beispiel. Daran habe ich mich gehalten. Ich habe in den entsprechenden Zeiten Urlaub gemacht oder ein verlängertes Wochenende genommen. Ich entsinne mich, dass ich einmal zum Schiff nach Singapur musste. Da bin ich am Freitag vom Deutschlandfunk aus los nach Frankfurt, bin nach Singapur geflogen und war am Montagmorgen wieder da.

Meine, unsere Vorstellung von humanitärer Arbeit war, ganz unabhängig zu sein. Sowohl was das Geld, als auch was unsere inhaltliche Position angeht. Man kann ja viel frecher sein, wenn man von der dienstgebenden Organisation nicht bezahlt wird. Das war immer meine Vorstellung. – Du kennst den Satz von Hajo Friedrichs: Man soll sich als Journalist in noch so guter Absicht, mit einer Sache „nicht gemein machen“. Ich habe Friedrichs einmal gesagt, dass ich das für Schwachsinn halte, es falsch finde. Wenn ich im damaligen Apartheid-Südafrika war, wusste ich, dass ich in einem System bin, das bekämpft werden muss. Mit denen, die das bekämpfen, bin ich total identisch. Damit habe ich überhaupt kein Problem. Die Distanz, die im normalen journalistischen Gewerbe ihren Wert hat, hört bei bestimmten Sachen auf.

Albus:

Wo ist das Kriterium? Wo hört die Distanz auf?

Neudeck:

Die Distanz hört immer dann auf, wenn man sich klar macht, dass man jetzt Farbe bekennen muss. Das ist ja unsere Erfahrung, deine und meine, aus der Zeit unserer Eltern, dass man sich da zu wenig „gemein gemacht“ hat mit denen, die man damals verstecken musste oder hätte verstecken müssen.

Es klingt komisch, aber ich meine es wirklich so: Wenn man das nicht übt, dieses „Gemeinmachen“ mit Menschen in schrecklichen Situationen, dann wird es, wenn es ernst wird, auch nicht gelingen.

Albus:

Kannst du ein Beispiel nennen?

Neudeck:

Mein Paradebeispiel! Ich bin einmal aus Südafrika zurückgekommen. Die ganze Welt wusste: Dieses Apartheidsystem darf nicht weiter gehen. Manche haben da geschummelt. Große Firmen zum Beispiel. Ich brachte ein Interview mit, mit dem Widerstandskämpfer aus der evangelischen Kirche, mit Beyers Naudé. Das sollte ein „Interview der Woche“ im DLF werden. Da sagte der Chefredakteur: ‚Sie sind ja genau derselben Meinung wie ihr Interviewpartner! Wie kann das denn sein?‘ Ich habe ihm entgegnet: ‚Das werde ich immer so machen, dass ich mit ihm an einem Strang ziehe, auch wenn ich ein journalistisches Interview mache. Ich kann das nicht anders‘. Die anderen Redaktionsmitglieder waren derselben Meinung und dann wurde das Interview auch so gesendet.

Ich halte den Satz von Hajo Friedrichs im Prinzip für richtig. Aber er hat Grenzen, wenn er gemeingefährlich wird.

In der Regel ist das richtig, dass wir die journalistische Distanz wahren müssen. Vollkommen klar! Aber es gibt Situationen, in denen muss ich klar und offen Farbe bekennen.

Ich bin ja kein Einzeltäter

Ruhepunkte

Durch „Cap Anamur“ hat sich mein Leben sehr verändert.

Der entscheidende Ruhepunkt war, dass ich immer wieder in unser Haus nach Spich zurückkommen konnte. Wichtig für mich war, dass wir das als Familie gemacht haben. Ich bin ja kein Einzeltäter. Christel hat daheim die Arbeit gemacht. Ich habe sie draußen gemacht. Das war für mich ganz wichtig. Das war ein innerer und äußerer Ruhepunkt für mich.

Wann hat man im Leben schon mal die Gelegenheit bei einer Sache mitzumachen, bei der es um die konkrete Rettung von Menschen geht? Wann geht es schon mal darum, jemanden aus dem Wasser, in diesem Fall aus dem Meer zu retten? Das war für mich eine unglaublich privilegierte Situation. In die kommt man nicht einfach so und jeden Tag.

Ein weiterer Ruhepunkt für mich war, dass ich mich immer wieder mit sehr engagierten Menschen in einem Boot sah. Auch mit Leuten aus der Politik. Wir waren ja nicht die Ersten, die Vietnamesen gerettet haben. Der erste in Deutschland war der damalige Ministerpräsident von Niedersachsen Ernst Albrecht. Deshalb muss man auch vorsichtig sein, die Politik nur zu kritisieren. Es gibt auch Menschen in der Politik, die anständig sind und manchmal auch etwas Radikales durchziehen. In den Verbänden, die ich häufig kritisiere, gibt es auch gute Leute.

Es waren immer einzelne Menschen, die mir und uns über Untiefen und Abgründe hinweggeholfen haben. Man muss aufpassen, dass man die Menschen nicht in einen Sack packt

So war auch Heinrich Böll, immer wieder muss ich es sagen, für uns enorm wichtig. Er war für uns eine Garantie. Wir konnten ihn ansprechen. Hätte Böll gesagt: ‚Mach das nicht!‘, dann hätte ich das auch nicht gemacht oder sofort anders gemacht.

Das ist eine ganz wichtige Art, in der man versuchen sollte, humanitäre Arbeit zu tun: Man muss, das gilt jetzt auch für die „Nachgeborenen“, sich Berater suchen. Es war immer so, dass wir auf zwei, drei Leute zurückgreifen konnten, die wir fragen konnten, die für uns eine Autorität waren. Das war am Anfang Heinrich Böll. Das war, noch zu Bölls Zeiten, Pastor Heinrich Albertz. Er war auch sehr wichtig für uns. Dann war es Lew Kopelew. Ein ganz großer Freund und Berater, den man jetzt sehr vermisst während des Konflikts in der Ukraine, mit seinem klaren Kopf und seiner ruhigen Stimme. Marion Gräfin Dönhoff gehörte zu unseren Beratern. Wir hatten und haben Hans Koschnik. Das waren und sind Pfundskerle.

Es gab auch Situationen, in denen wir nicht weiter wussten, wo wir dachten, man wollte das Schiff lahm legen. Ich komme immer wieder auf das Schiff zurück, weil es das beste Beispiel ist.

Da gab es einmal den Fall, wo die Behörden das Schiff für den philippinischen Transithafen nicht freigeben wollten. Da haben wir angekündigt, dass wir einen Hungerstreik machen wollten. Wir haben Heinrich Böll gefragt. Er war der Meinung, dass wir das nicht machen sollten. Dann haben wir das nicht gemacht. Es war auch gut so, dass wir das nicht gemacht haben. Die Behörden haben erklärt: Wir geben die Garantie. Aber dieses Mal nicht für die Philippinen, sondern für Deutschland. Daran konnten wir nichts ändern. Es war alles oft ganz schwierig.

Dominierend ist die Freude

Zwei kurze Fragen noch

Albus:

Aus welchem Motiv hast du eigentlich 1983 das Bundesverdienstkreuz abgelehnt?

Neudeck:

Ich denke, das war nicht schwer. Das hatte einen aktuellen und einen tiefer liegenden Grund. Den aktuellen Grund, den versteht jeder, dem ich das jetzt erzähle. Das war gerade nach dem Ende des Schiffes „Cap Anamur“, als die Autoritäten unserer Republik meinten: Jetzt haben wir „sie“ ruhig- und sichergestellt und jetzt können wir sie auch noch in eine Vitrine setzen, dieses Komitee, weil das Schiff nicht mehr unterwegs ist. Das war eine Kaltstellung. Es gab eine „Lex Cap Anamur“. Das hat uns nicht gepasst. Wir wollten nicht kaltgestellt werden. Und zum andern glaube ich, ist das ganz Besondere dieser Aktivität, was ja auch zu so vielen Menschen geführt hat, die uns unterstützen, dass wir nicht regierungsvereinnahmt sind. Das wollen wir auch durchhalten bis dahin, dass wir vor jedem sagen können: Keine müde Mark der Bundesregierung ist in diesem Komitee! Ich meine, die Gemütlichkeit hört mit Geld und mit Ehrungen auf. Ich glaube, wenn man anfängt, sich ehren zu lassen, ist man immer schon mit einem Bein im Zimmer dessen, der gekauft ist. Und ich wollte nicht, dass diese Arbeit, die das Selbstverständlichste von der Welt ist, das Einfachste, das Schönste übrigens auch, also hungernde Kinder zu sättigen,

Kranke zu heilen, dass das mit einer Auszeichnung bedacht wird. Weil wir eigentlich stellvertretend für Hunderttausende in unserer Bundesrepublik Deutschland das tun, was das Selbstverständlichste ist und vom Evangelium her gesehen – das Christlichste ist, was man sich denken kann. Wir tun nichts Besonderes.

Albus:

Ich habe den Eindruck, es macht dir auch Freude?

Neudeck:

Das macht unheimlich viel Freude. Manchmal erregt man Missbehagen, wenn man das sagt. Und wenn wir bei Veranstaltungen sind oder Journalisten uns fragen oder uns Leute anrufen, wollen die eigentlich immer hören, dass das ganz schwer ist, dass das ganz heroisch ist, dass man sich dabei ganz kräftig am Riemen reißen, asketisch sein muss. Manchmal sagen wir dann: Nein, wir machen das eigentlich deshalb, weil es unheimlich viel Freude macht. Ich meine, es ist ja – umgekehrt gesagt – sehr anstrengend, böse zu sein oder nicht freundlich zu sein. Ich glaube, es macht viel mehr Spaß und die Menschheit würde und wir alle würden in unserer Gesellschaft und in unseren Berufs- und Gemeindeverbänden viel besser leben, wenn wir uns das Anstrengende nicht mehr zumuten, sondern locker und leicht zueinander und miteinander freundlich wären.

Die Arbeit ist natürlich nicht mit „locker und leicht“ ausreichend beschrieben, sondern sie hat auch unwahrscheinliche Katastrophen, Risiken, Kriegssituationen. Ich bin dreimal in eine richtige Kriegssituation reingekommen. Da hört der Spaß auf. Dass muss man im gleichen Atemzug auch sagen: Das ist nicht nur Spaß, das ist auch harte Auseinandersetzung, das ist auch Sturheit, es ist auch Treue zu bestimmten Menschen. Aber dominierend ist die Freude.

Riskante Freiheit

Zwischen Schicksal und Selbstbestimmung

Mich hat sehr beeindruckt, dass ein Bundestagsabgeordneter beim einem vietnamesischen Neujahrsfest den Vietnamesen gesagt hat: „Ich bewundere Sie so sehr, weil Sie Freiheit vor Sicherheit gesetzt haben.“ Wir tun genau das Gegenteil in Deutschland. Wir sind immer wieder in Versuchung, uns einzuigeln. Alles, was wir in der Gesellschaft unternehmen, dient schon auf Grund juristischer Vorschriften unserer Sicherheit. Sie haben zum Zweck, die Sicherheit des deutschen Staatsbürgers mit deutschem Pass und richtiger Hautfarbe zu garantieren. Das finde ich nicht falsch. Ich lebe auch gerne in der Sicherheit dieser Gesellschaft. Ich habe mich, als ich aus Afghanistan kam, beim Durchgang durch die deutsche Passkontrolle sehr wohl gefühlt, weil ich wusste, hier kann mir jetzt nichts mehr passieren.

Aber die Sicherheit ist es nicht, die uns auf Dauer befriedigt. Es muss auch ein Risiko dabei sein, das wir eingehen. Diese Gesellschaft, in der ich lebe und die ich schätze, will mir immer einreden, dass ich kein Risiko eingehen soll. Das möchte ich nicht. Das ist die kleine Distanz, die ich zu dieser Gesellschaft habe.

Ich meine auch, dass es gut ist, wenn Menschen in ihrem Leben irgendwann einmal, das muss ja nicht dauernd sein, das Gefühl von Risiko kennen. Deswegen sagen wir auch denen, die rausgehen wollen: Es ist dort nicht so alles wie hier. Es ist anders. Es ist immer mit mehr oder weniger Risiko verbunden.

Im Tiefsten hängt das bei mir immer noch mit dem zusammen, was ich an unserer deutschen Vergangenheit nicht verstehe. Ich

empfinde es als einen totalen Widerspruch, dass die überwiegende Mehrheit meiner Gesellschaft dem Treiben der Nationalsozialisten zugesehen hat. Ich komme bis zu meinem Lebensende nicht darüber hinweg. Und um das nicht als reine intellektuelle Erkenntnis stehen zu lassen, denke ich, dass es gut ist, mir selbst immer wieder zu sagen: Man darf die Freiheit, etwas tun zu können, nicht nur theoretisch erkennen, sondern man muss versuchen, sie immer wieder neu auszuloten. Und manchmal dann auch jemandem beistehen, auch wenn man den Zug versäumt, der einen in ein sicheres Gebiet bringt. Solange man vor sich selbst bestehen will und kann, soll man das versuchen. Das ist meine Vorstellung von humanitärer Arbeit.

Es ist die Spannung zwischen Freiheit und Sicherheit.

Als wir drei Tage auf der Flucht in Afghanistan zur pakistischen Grenze waren, habe ich an einem Berg gedacht: Jetzt schaffe ich das nicht mehr. Dann habe ich mir vorgestellt, was die Kinder dazu sagen würden: ‚Ach Mensch, jetzt schau mal! Das wirst du doch noch schaffen!‘ Dann ist es mir gelungen. Es ist immer wichtig, jemanden zu haben, auf den man sich in solchen Situationen besinnt. Das können manchmal die eigenen Kinder sein. Das Erlebnis ist mir nie aus dem Kopf gegangen.

In meinem Verständnis von Freiheit halte ich mich weiterhin an die Definition von Sartre. Wenn man dazu überhaupt eine Definition wagen kann, was wahrscheinlich nicht möglich ist. Freiheit kann man letztlich nicht definieren, festlegen, eingrenzen. Wir sind bedingt in diese Welt hinein gekommen. Mit allem Möglichen: Gene, Schulen, Privilegien, Herkunft, Konfession, Pipapo. ... Und dann geht's erst los!

Ich wurde nicht gefragt, wie und ob ich in dieses Leben hineinkomme. Ich werde auch nicht gefragt, wie und wann ich wieder rauskomme. Ich werde jetzt gefragt! Und da ist – wieder und wieder die Formel Sartres sehr hilfreich:

„Freiheit ist das, was ich aus dem mache, was aus mir gemacht worden ist“.

Im Räderwerk Zwischen Sicherheit und Freiheit

Michael Albus

Das ist eine gewaltige Formel. Und sie ist deshalb so gut, weil sie nicht einengt, sondern ein ganz freies, weites Feld eröffnet. Da fängt es an. Ohne Einwände – „...was aus mir gemacht worden ist.“! Dazu gehören auch die Gene. Aber dann geht es erst los mit der Freiheit. Wenn ich diesen Raum ausschreiten will, dann darf ich nicht bei dem bleiben, was aus mir gemacht worden ist.

Ich habe keine Angst vor dem Tod. Es ist uns von Jesus gesagt, dass wir keine Angst vor dem Tod haben müssen. Von Jesus! Diese Zusage ist für mich sehr glaubwürdig. Ich verlasse mich total darauf. Spüre kein Risiko. Bin gut damit gefahren bisher. Warum soll ich nicht weiter darauf setzen?

Das ist mein Weg.

Ich habe wirklich keine Angst vor dem Tod.

Die entscheidende Botschaft ist doch: Der Tod hat keine Macht über euch! Wenn ich das nicht glaube, was glaube ich dann?

Sicherheit spielt im Leben der Menschen eine große und wichtige Rolle. Auch Tiere sichern sich ab. Wer kennt nicht die schnellen Blicke des Hundes, der immer wieder zum Menschen hochschaut, ob er noch da ist? Oder beim Fressen: die kurzen Blicke der Augen, aus Angst, es könnte einer kommen, der einem diese Sicherheit streitig macht.

Das Verlangen nach Sicherheit rührt her von der Angst vor dem Tod. Wer will denn schon sterben? Aber der Tod ist sicher. Er ist die einzige, wirklich verlässliche Sicherheit, die das Leben uns zu bieten hat.

Also bieten wir alles auf, was wir vermeintlich zu „haben“ glauben im Kampf gegen die tödliche Sicherheit des Todes. Sicherheit und kein Ende.

Der heute epidemisch verbreitete Sicherheitswahn ist das massenhafte Eingeständnis der Tatsache, dass es die Sicherheit, nach der wir im Grunde alle verlangen, nicht gibt, nie gegeben hat, niemals geben wird. Deshalb haben wir ein so ausgeprägtes Verlangen nach ihr. Deshalb geben wir uns auch ohne Ende den Täuschungen und Enttäuschungen der Sicherheitsangebote hin.

Wir versichern uns gegen nahezu alles, weil wir untergründig „wissen“, dass es keine letzte Sicherheit gibt. Aber eingestehen tun sich das die wenigsten der Spezies homo sapiens. Sapiens? Wis-send?

Man kann sie überall hören: die Bedenken, die Einwände, dass man doch nicht verantwortungslos handeln und ohne Versi-

Was man begonnen hat, führen andere zu Ende

Wir haben Neues angefangen

cherung für sich und für andere durchs Leben gehen könne. Aber wir erleben doch zu jeder Zeit, dass wir die Welt und unser Leben nicht wasserdicht und feuerfest machen können. Wir erleben es nicht nur. Viele, allzu viele müssen es erleiden.

Der Verdacht liegt nahe, dass die Sicherheitsfrage am Ende nur religiös tragfähig beantwortet werden kann. Nicht im Sinne einer institutionellen Rückversicherung. Die bietet auch keine letzte Sicherheit. Allenfalls in einer entschlossenen Bereitschaft zum Sprung ins Unsichere. Allenfalls in einem risikofreudigen Vertrauen darauf, dass „es“ am Ende gut ausgeht. Das hat nichts mit blindem Vertrauen zu tun. Man muss vor dem Sprung genau in den Abgrund schauen. Kein Seil ist lang genug, dass es den Ausmaßen des Abgrundes entsprechen könnte.

Höchste Sicherheit ist höchste Unsicherheit.

Wenn etwas am Leben des Rupert Neudeck auffällt, dann dies: Dass er immer wieder mit kaltem und heißem Blick zugleich in die Abgründe geschaut hat. Und nicht davor zurückgeschreckt ist. Er hat die Angst bezwungen, die uns alle vor dem unausweichlichen Sprung in den Abgrund überfällt, die Angst davor, konkret zu werden, es nicht bei den möglichen und theoretischen Ausflüchten zu belassen, vor dem Sprung in Rente zu gehen.

Dadurch hat er eine andere Freiheit erlangt. Die Grundbedingungen hat auch er nicht verändert. Aber er hat einen neuen Raum gewonnen, einen Raum der unsicheren Freiheit. Wer nichts riskiert, erreicht diese relative Freiheit nicht. „Hinter dem Ofen“, sagt er, könne er „es“ und auch sich selber nicht aushalten.

Die Schrift an der Wand des nächtlichen Palastes ‚Sicherheit‘ heißt: Steh auf und geh! Geh’ und du wirst sehen, was es zu sehen gibt. Es gibt viel zu sehen.

Ich komme noch einmal kurz auf das Ende von „Cap Anamur“ zurück.

Als Anarchist, der ich bin, habe ich auch gesehen, dass meine Arbeit dort viel zu lange gedauert hat und dass es viel zu ordentlich war, was ich da gemacht habe. Deshalb habe ich spätestens ab 1990 immer wieder versucht, einen Nachfolger zu finden. Organisch wäre gewesen, dass ich einen Arzt finde. Das war aber gar nicht so einfach.

Ich kann auch gar nicht sagen, da ist auch Christel wieder mit drin, „Cap Anamur“ ist zu Ende!“ In der Vergangenheit bestand eine solche Identifikation zwischen dem Projekt und uns, dass wir immer wieder bis heute mit dieser Unternehmung identifiziert werden. Bis heute! Obwohl ich für „Cap Anamur“ gar nicht mehr auftrete. Ich bekomme immer noch dafür Spenden. Die Gesellschaft tickt ganz anders. Die wird uns immer damit identifizieren. Bis ans Lebensende wird das so sein. Das hat Ralf Dahrendorf uns schon gesagt, dass das so bleiben wird. Wir haben illusionär angenommen, dass wir einfach sagen könnten: Das machen wir nicht mehr. Deshalb ist „Cap Anamur“ insofern nicht zu Ende gegangen, hat für uns nicht aufgehört. Wir haben es damals geschafft, jemanden zu finden, der es übernommen hat und dachten, dass wir von der Sache befreit sind. Stimmt aber nicht.

Nach „Cap Anamur“ wollten Christel und ich nach Frankreich ziehen und dort leben. Aber das hat nicht geklappt. Das mag vielleicht konservativ klingen: Wir haben bemerkt, dass es gar nicht

so einfach ist, in einer neuen Welt anzufangen, wenn man älter ist.
Das haben wir jedenfalls sein gelassen und sind wieder nach Spich
zurückgekommen, haben hier Neues angefangen.

CAP ANAMUR

Da liegt ein Schiff auf der Werft:
Noah baut nach Gottes Plan
Eine Arche gegen den Tod.
Wenn die Sintflut beginnt,
wenn der Geigerzähler tickt,
suchen viele Rettung im Boot.
Sie suchen eine Arche, eine Cap Anamur.
Sie suchen eine Zuflucht, ein Zuhause.
Sie suchen einen Menschen,
der nicht sagt: „Ausländer raus!“
Sie suchen Menschen mit Herz.
Da kreuzt ein Schiff hin und her
im Südchinesischen Meer
und fischt flüchtige Boat People auf.
Von SS-Männern gesucht,
waren Deutsche auf der Flucht.
Es ist noch nicht fünfzig Jahre her.
Sie suchen eine Arche, eine Cap Anamur...
Da war kein Platz im Hotel,
als der Menschensohn kam.
Er fand Obdach in einem Stall.
Nach Ägypten musste er fliehn,
schon als Baby im Exil
vor dem Kindermord von Bethlehem.
Er suchte ein Arche, eine Cap Anamur...

Hermann Josef Coenen

Muslime nicht verachten

Der 11. September 2001 und die Folgen – Grünhelme

2003 haben wir die *Grünhelme* gegründet.

Ausgangspunkt dafür war der 11. September 2001. Da entstand für alle Muslime der Welt plötzlich eine andere Situation. Das fanden wir ungerecht.

Ich habe mit Aiman Mazyek, dem späteren Präsidenten des Zentralrates der Muslime in Deutschland, etwas Neues gemacht. Vielleicht gelingt es, dachten wir. Das war der Anfang der *Grünhelme*. Wir wollten noch einmal eine andere Kultur kennen lernen.

Unser Grundgedanke lautete so: Seit Jahren gibt es den Dialog zwischen den Religionen. An Konferenzen, Papieren und guten Absichten besteht kein Mangel. Wir wollen versuchen, den praktischen Dialog voranzubringen: Dörfer, Schulen, Krankenstationen, Gotteshäuser in zerstörten Regionen gemeinsam mit den Einheimischen aufbauen. Christen, Muslime und Menschen guten Willens arbeiten miteinander zusammen. Wir fördern und unterstützen die praktische Zusammenarbeit mit allen Gruppen, Institutionen, Religionen und Kulturen im humanitären und gesellschaftlichen Bereich.

Für mich war der 11. September 2001 kein so herausragendes Datum wie es oft im Nachhinein bewertet wurde. Das Massaker auf den Zug im Bahnhof Atocha in Madrid war für mich mindestens genauso schlimm.

Es hatte natürlich damit zu tun, dass wir in unserem Sicherheitsdenken getroffen wurden. So etwas war bis dahin nicht vorstellbar. Zumal nicht für die US-Amerikaner. Das war auch von

den Islamisten so gewollt und beabsichtigt: gegen die US-Amerikaner.

Ich denke, dass unsere Gesellschaften aus der Erfahrung dieses Terrors eine andere Lehre ziehen können: Die, die Barak Obama im Ansatz versucht hat. Leider hat er danach wieder einen Rückzieher gemacht. Obama hat einen gewaltigen „Ausbruchsversuch“ unternommen. Ich weiß nicht, ob er ihn so ernst gemeint hat, wie ich ihn verstanden habe. Seine erste Auslandsreise führte ihn nach Kairo, nicht nach Israel, nicht nach London, nicht nach Moskau. In Kairo hat er die Universität besucht. Er hat sich nicht an die Juden der Welt, nicht an die Europäer gewandt. Er hat seine Rede dort an die Muslime der Welt gerichtet. Das war schon ein beeindruckender Versuch. Wenn er sich an das Wenige, was er dort versprochen hat, gehalten hätte, dann wären wir heute weiter. Da bin ich mir ganz sicher.

Die Frage bei der Gründung der *Grünhelme* war, wie wir etwas hinbekommen, in das die Muslime der Welt entscheidend mit einbezogen sind.

Das ist uns auch gut gelungen. Wir haben viele muslimische Mitarbeiter in die beginnende konkrete und praktische humanitäre Arbeit mit einbeziehen können. Es gab ja bis dahin auch noch keinen richtigen Verein in Deutschland, der das konkret betrieben hat.

Dramatisch war die Situation damals auch wegen des Irakkrieges. Das haben wir heute schon fast wieder vergessen. Der Irakkrieg war ein ganz wichtiges und sehr einschneidendes Datum für die beiden Welthälften. Der Irak war auch der erste Ort, an dem wir mit den *Grünhelmen* angefangen haben.

Ich habe damals schon geahnt, dass es zu diesem Drama kommen würde, weil ich vorher schon im Irak war und die Situation dort hautnah erlebt hatte. In der ersten Woche der amerikanischen Besatzung war ich dort und man konnte riechen, dass alles schief gehen würde.

Die Grundfrage für die Welt wäre gewesen, ob wir nicht doch

einmal zur Verständigung mit denen kommen, die immer Underdogs waren und es heute noch sind, mit denen, die den Westen hassen, weil er alles bestimmt, alles beherrscht, weil er nichts so lassen will wie es ist.

Wenn wir es wirklich einmal schaffen würden, eine – nur schwach bewaffnete – Weltpolizei aufzustellen, die anstatt stehender nationaler Heere eingreifen kann, dann wäre schon viel gewonnen. Das ist ja nie versucht worden. Das ist eine Herausforderung, die in den letzten Jahren für mich massiv in den Vordergrund getreten ist.

Ich bin fest davon überzeugt, dass es mit der internationalen Militarisierung nicht so bleiben kann. Wir müssen zu anderen Formen der politischen Regelungen kommen wie bisher. Wir erleben fortwährend und immer katastrophaler deren Aussichtslosigkeit.

Einer, der mich darauf gebracht hat, war Hans-Jürgen Wischnewski. Er hat immer gesagt: Wenn wir wirklich wollen, dass es ganz anders wird, müssten wir Abschied nehmen von den militärischen Lösungsversuchen, müssten wir, so wie es eine nationale Polizei gibt, eine internationale, eben eine Welt-Polizei schaffen. Konkret hieße das: Wir müssten ein Kontingent der eigenen Armee dem Generalsekretär der Vereinten Nationen (UNO) unterstellen.

Wir brauchen einfach noch einmal einen neuen Versuch, einen rationalen. Keine Ostermärsche mehr. Die sind zu emotional, als dass sie die handelnden Politiker beeindrucken könnten.

Man kann mich mit solchen Überlegungen und Forderungen natürlich als einen Utopisten abstempeln. Das stört mich nicht. Ich denke, dass man damit im europäischen Maßstab anfangen kann. Ein starkes Argument dafür wäre, dass es ein sinnloser aber teurer Aufwand ist, eine nationale Armee zu haben, die zu fast nichts anderem, wenn wir ehrlich sind, in der Lage ist, als sich selbst zu schützen. Bei uns darf sie doch inzwischen gar nichts anderes machen, als zum Beispiel bei der Überschwemmung im Oderbruch einzugreifen. Wenn die Armee im Ausland eingesetzt wird, darf sie ja nichts tun, was eine Armee charakterisiert. Allein daraus ergibt

sich schon die Herausforderung, einmal etwas anderes zu machen. Es macht keinen Sinn, Soldaten nach Afghanistan zu schicken, die dort auf Gedeih und Verderb auf Nahrungsmittel aus Deutschland angewiesen sind.

Die *Grünhelme* hatten von Anfang zwei Ziele, die auch erfüllt worden sind: Einmal haben wir die gesellschaftliche, nichtstaatliche Arbeit durchgehalten. Das war und ist gar nicht so einfach. Alle machen das anders. Auch „Cap Anamur“ macht es, Gott sei Dank, auch noch nicht anders.

Zum anderen: Es ist uns in der Tat gelungen, mit jungen Leuten, das fing im Irak an und ist jetzt in Syrien heftig zu Gange, mit jungen Muslimen etwas zu machen. Das war die Sache wert. Wir haben heute viel mehr Kontakte als früher.

Diese beiden Nahziele sind erfüllt worden. Darüber bin ich froh.

Und froh bin ich auch, dass viele wichtige und auch öffentlich bekannte und einflussreiche Menschen unseren Weg tatkräftig begleitet und unterstützt haben. Ich nenne einige.

Neue Wege gehen, um Altes zu tun

Personen und maßgebende Menschen

Für meinen humanitären Lebensweg war vor allem Heinrich Böll ganz wichtig. Da geht nichts drüber. Das Verhältnis mit ihm war ein wirkliches Vertrauensverhältnis. Ich konnte immer zu ihm kommen und ihn fragen. Obgleich er mir auch immer sagte, dass er nicht wisse, ob er immer Antworten habe. Das war eine sehr innige, freundschaftliche Beziehung.

Zu den wichtigen Menschen gehört auch Lew Kopelew. Er war ein guter Fürsprecher für unsere Aktionen. Ich habe mit ihm nur gute Erfahrungen gemacht. Er hatte eine wertvolle, totale Unbedingtheit als Grundhaltung. Als ich ihm zum ersten Mal vom Drama der Landminen berichtet habe, war er so erschüttert, dass er sofort unbedingt etwas mit uns zusammen machen wollte. Das hat er dann auch wirklich gemacht. Zum Beispiel hat er die Aktionen, die wir in Tschetschenien gestartet haben, voller Bravour unterstützt. Er ist mit uns bis zur russischen Botschaft gegangen. Solche Menschen fehlen jetzt sehr.

Franz Kamphaus, dem ehemaligen Bischof von Limburg, fühle ich mich sehr verbunden. Er war und ist ein ganz gerader Typ, an dem wir uns ausrichten und auch aufrichten konnten. Er war auch immer bereit, „hinaus“ zu gehen, weil die Kirche, nach seiner Einschätzung, international nicht mehr genug tat.

Darüber hinaus gibt es noch eine ganze Reihe von Menschen, die mir lieb und teuer sind und mit denen ich versuche, mich immer wieder zu treffen und ein Stück Weges gemeinsam zu gehen.

Da ist zum Beispiel ein afrikanischer Freund, der auch schon ein bisschen krank ist, den ich in Somalia kennengelernt habe: Abdul Karim Achmed Guleit. Er lebt seit langer Zeit schon in Äthiopien. Das letzte Mal habe ich ihn in Somaliland getroffen. Wir sind, vermutlich bis zum Lebensende, innerlich sehr tief miteinander verbunden. Er ist jemand, der die Frage nach guten und bösen Muslimen gar nicht verstehen würde. Für ihn gibt es keine bösen Muslime, wenn man die Botschaft ernst meint. Als wir 2013 die Entführung von drei Mitarbeitern in Syrien durchleiden mussten, hat er geschrieben, dass man die Entführung nicht mit dem Koran begründen könne. Und dass es ein Verbrechen ist, dass die, die solches tun, reine Verbrecher sind, nichts weiter.

Dann sind es die Franziskaner in Bosnien, die mir ans Herz gewachsen sind. Nicht die kroatischen, die bosnischen Franziskaner! Fra Mirko zum Beispiel, der damals den Besuch von Bischof Franz Kamphaus in Sarajewo organisiert hat. Ein Pfundskerl! Er ist nie auf die Idee gekommen, dass es angesichts der Arbeit, die dort zu tun war und ist, einen Unterschied zwischen Christen und Muslimen gibt.

Mit ihm zusammen haben wir eine Suppenküche in der Stadt organisiert. Gestorben ist leider schon der Provinzial Fra Peter Angelovic, der als bosnischer Franziskaner in Deutschland den Friedrich-Ebert-Preis bekommen hat.

Wichtig waren auch einige wenige Politiker. Ernst Albrecht, der ehemalige niedersächsische Ministerpräsident, ist hier zu nennen mit seiner klaren Entscheidung, tausend Vietnamesen sofort aufzunehmen. Er hat uns auch danach immer weiter unterstützt durch die Aufnahme von Menschen, die wir auf dem Meer retten konnten.

Auch Ruprecht Polenz ist zu nennen. Er hat sich immer krumm gelegt und sich bei Konflikten sofort für uns eingesetzt mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, mit seinen hervorragenden Kontakten und seinem sicheren Urteil. Das kann ich nicht vergessen.

Ich kann auch Norbert Blüm und Heiner Geissler nicht vergessen. Die sind mitgegangen auf eine der gefährlichsten Touren, die wir je gemacht haben: in die Nuba-Berge im Süden des Sudan. So etwas hat es vorher und nachher nicht mehr gegeben. Wir waren ganze sieben Tage in der totalen Illegalität unterwegs. Drei Tage zu Fuß sind wir reingegangen, drei Tage zu Fuß wieder raus. Zwei Tage waren wir drin in diesem Gebiet. Nachträglich ist mir noch einmal bewusst geworden, welche Herausforderung das für die beiden Politiker war. Noch in Nairobi hat das Auswärtige Amt versucht, sie am Flughafen zurück zu halten. Vergeblich. Die beiden sind ein Beweis für mich, dass man nie alle – die Politiker! – in eine Pfanne hauen soll. Es gibt immer einzelne, die versuchen, wirklich konkret etwas zu tun.

Wolfgang Thierse stand auch auf unserer Seite. Er hat eine erfolgreiche Fundraising-Aktion für uns gemacht: Er hat das Weihnachtsmärchen von Charles Dickens auf CD gesprochen.

Ralf Dahrendorf war auch wichtig. Der späte Dahrendorf! Der frühe Dahrendorf war mein Gesprächspartner beim Deutschlandfunk. Dazu bin ich auch zweimal bei ihm in Oxford gewesen. In der letzten Lebenszeit, die sehr belastet durch seine Krankheit war, ist er ein richtiger Freund geworden.

Er hat uns am 16.4.2008 einen Brief geschrieben, der mich bis heute bewegt. Darin kommt das zum Ausdruck, was ich für das Wichtigste halte:

„Neue Wege zu gehen, um Altes zu tun. Je mehr ich über die Leiden der Welt nachdenke, desto wichtiger wird für mich der Gedanke des „rule of law“. Heute bin ich der Meinung, dass „Rechtsstaat“ noch vor „Demokratie“ kommt. Was bedeutet das an den Graswurzeln? Menschen müssen Rechte haben! Sie müssen wissen, dass sie Rechte haben! Sie brauchen Hilfe bei der Verteidigung ihrer Rechte! Sie brauchen eine Umwelt, die Rechte im günstigsten Fall respektiert, im ungünstigen akzeptiert.

Für die *Grünhelme* bedeutet das die Schaffung einer kleinen Einheit von rechtlich Bewanderten, die jeweils zu zweit oder zu

dritt in Unrechtsgebiete gehen und dort an Beispielen durchexerzieren, was grundsätzlich für alle gilt. Sozusagen Stoßtrupps des Rechts. (Wenn Euch friedliebenden Menschen, diese Sprache zuzumuten ist!) Auch hier gilt, was ihr ja immer akzeptiert habt: Man kann nur punktuell wirken, wenn man an die Graswurzeln geht. Die Ortswahl ist also fast beliebig. Man könnte daran denken, sie mit anderen Projekten zu verbinden.“

Das bleibt ein Stachel in unserem Fleisch. Wir haben immer noch nicht angefangen, darüber nachzudenken, wie man das umsetzen kann.

Mit Heinrich Böll hatten wir einen Versuch gemacht, der aber auf Grund großer Schwierigkeiten gescheitert ist: die „Notarwäلتe“. Es war Bölls Idee, Alarmstationen einzurichten, an denen in einer Gemeinde oder in einer Großstadt kompetente Menschen zusammen sind, die immer erreichbar sein müssen. Das war damals die Zeit der vermehrten Übergriffe auf Ausländer. Es sollten sein: ein Anwalt, ein Priester und ein Journalist. Das halte ich immer noch für eine gute Idee. Das ist eine Aufgabe, bei der sich ein paar junge Juristinnen und Juristen zusammensetzen müssten. Das ist eine andere Berufsgruppe, als die privilegierte bei den *Grünhelmen*: das sind bislang die Mediziner und die Bautechniker. Da klafft noch eine Lücke, die wir nicht geschlossen haben. Das wäre ein Pilotprojekt von zwei Leuten mit ein bisschen internationaler Rechtserfahrung.

Nach dem Völkermord in Ruanda 1994 wollten wir schon einmal eine solche Gruppe losschicken. Sie hatte sich auch schon in Köln getroffen. Wir meinten, dass in Ruanda ganz schnell etwas geschehen musste, damit klar wird: Man kann nicht alle bestrafen, die Schuld auf sich geladen haben, aber man muss ganz schnell etwas unternehmen, damit die Hauptschuldigen belangt werden. Fast hätten wir Paul Kagame, den Staatschef von Ruanda dazu gewonnen. Aber irgendwie klappte es dann doch nicht. Man bekommt ja diese hochspezialisierten Juristen schwer. Nachträglich haben mir Leute in Ruanda gesagt: Es wäre gut gewesen, wir hät-

ten das gehabt. Die UNO-Maschinerie, die damals aufgebaut werden sollte, arbeitete viel zu langsam. Manchmal ist es wichtig, dass nach solchen Katastrophen etwas schnell und sichtbar geschieht. Die Idee war und ist wichtig und harrt der Ausführung.

Ich werde immer wieder gefragt, ob die *Grünhelme* auch mal auslaufen, zu Ende sind? Dann antworte ich: Alles läuft irgendwann mal aus. Wir waren auch immer der Überzeugung, dass es für die deutsche Öffentlichkeit gut wäre, wenn es mal einen Verein gäbe, der sich selbst einstellt, weil die Arbeit getan ist. Die Mitglieder haben entschieden, dass das jetzt noch weitergehen soll.

Rastlosigkeit und (k)ein Ende Wie soll „es“ weitergehen?

Michael Albus

Manchmal schon habe ich mir die Frage gestellt, ob Rupert Neudeck überhaupt aufhören kann? Ob er nicht einer der Menschen ist, die bis zum letzten Atemzug „in Betrieb“ sind? Die gar nicht anders können?

Mich erschreckt die Rastlosigkeit Rupert Neudecks. Aber im selben Augenblick fasziniert sie mich wieder. Der Antrieb kommt nicht, wie man auf den ersten oberflächlichen Blick meinen könnte, von außen. Er kommt aus dem Innersten dieses Menschen.

Zugespitzt formuliert: Er sucht nicht die Nöte, die Nöte suchen ihn. Und er versucht die Nöte in Notwendigkeiten umzusetzen, versucht die Not zu wenden. Auch das sind Lebenswenden.

Die Taten, die Rupert Neudeck vollbracht hat, sind an ihm nicht spurlos vorüber gegangen. Um den Jahreswechsel 2013/2014 wurde er ernsthaft krank. Nach einer schwierigen Phase, in der auch zur Debatte stand, ob die Arbeit mit den *Grünhelmen* überhaupt weitergehen kann, ist heute wieder vorläufige Ruhe eingeleitet. In dieser Zeit hat sich auch gezeigt, dass Rupert Neudeck noch nicht loslassen kann. Er ist noch nicht bereit dazu. Auch diese Erfahrung mit ihm war und ist erschreckend und faszinierend zugleich.

Klar aber ist, dass er weiß, dass alles so nicht weiter gehen kann, dass er mit seinen Kräften haushalten muss. Er gibt das nicht gerne zu. Ich musste nachfragen.

Wir sind alle aus krummem Holz geschnitzt

*Wo komme ich her?
Wo gehe ich hin?*

Albus:

Wie stellst du dir dein weiteres Leben vor? Letztlich muss man sich die Frage stellen, die ich mir oft in Situationen gezwungenermaßen stellen musste, wenn es knallte und brenzlich wurde und ich nicht wusste, ob ich da lebend rauskomme: Was willst du eigentlich noch?

Neudeck:

Früher wollte ich meinen Lebensabend in Afrika verbringen. Diese Vorstellung, dieser Wunsch ist mir dann irgendwie aus den Händen geglitten. Ich würde sehr gerne wieder nach Danzig und Masuren gehen. Das ist meine Ecke, wo ich die ersten Jahre meines Lebens verbrachte.

Albus:

Das ist das, was du bei den Benediktinern früher abgelehnt hast: die „*stabilitas loci*“, die Beständigkeit des Ortes. Das konntest du niemals in deinem wendereichen Leben verwirklichen. Immer musstest du unterwegs sein, eine nomadische Existenz führen. Ich kann dein Verlangen nach Stabilität sehr gut nachempfinden.

Neudeck:

Im Ernst: Christel hat einmal gemeint, dass ich Jüngeren etwas beibringen, einen Kurs machen könnte über die Arbeit, die wir

getan haben. An einer Universität zum Beispiel. Oder an einer Akademie. Das könnte ich mir sehr gut vorstellen.

Albus:

Aber da ist nun auch deine Krankheit! Wie gehst du damit um?

Neudeck:

Ich kann auf keinen Fall mehr so viel machen wie in der Vergangenheit. Werde nicht mehr so viel reisen können. Werde zusehen müssen, dass ich meine Zeit und meine Kraft besser dosiere.

Albus:

Was willst du noch unbedingt tun? Trotz aller gegebenen und möglichen Einschränkungen? Was ist dir noch unbedingt wichtig? Denn es geht ja unweigerlich auf die letzte Lebenswende, den Tod, zu, vor dem du, wie du sagst, keine Angst hast.

Es gab einen Jesuiten, Ladislaus Boros, der mich in meiner Studienzeit sehr geprägt hat, unter anderem durch sein Buch, „*Mysterium Mortis*“ (Das Geheimnis des Todes). Er hat darin die sogenannte „*Endentscheidungshypothese*“ aufgestellt: Im Tod entscheidet sich, ob ich zu meinem Leben im Ganzen ja sage oder nicht.

Ich kann die Frage auch anders stellen. Wenn Du wüsstest, dass du in ganz kurzer Frist sterben müsstest; was ich dir nun wirklich nicht wünsche: Wie war das Ganze? Was war da?

Neudeck:

Du fragst besser als ich antworten kann.

Albus:

Du musst jetzt deine mögliche Antwort nicht schon im Vorhinein bewerten, sondern auf meine Frage antworten. Und nicht versuchen, sie zu umgehen wie ein Politiker.

Neudeck:

Ernsthaft! Ich habe mir diese Frage noch nie gestellt.

Albus:

Aber jetzt stelle ich sie dir! Sie hat sich dir auch in den schlimmsten Wochen der Krankheit mit Sicherheit gestellt.

Neudeck:

Ich versuche es jetzt zu sagen, was ich mir noch vorstelle.

Gerne würde ich noch das Pilotprojekt mit durchführen, das ich jetzt mit *Kolping* und der *Landvolkshochschule Freckenhorst* in Angriff nehmen will.

Albus:

Wie sieht das Projekt aus?

Neudeck:

Dorthin sollen zweihundert junge Leute aus einer Diözese in Afrika zur Ausbildung kommen, und dann wieder in ihre Heimat zurückgehen. Das geschieht nicht im Rahmen der *Grünhelme*. Das ist etwas Eigenes. Das will ich noch anstoßen und begleiten.

Dann will ich nochmal Arabisch lernen, weil ich es leid bin, dass ich da gar nichts verstehe. Das wären so zwei Endlebensprojekte, besser gesagt: Lebensendprojekte.

Wir sind alle aus krummem Holz geschnitzt. Ich bin es auch. Ich weiß immer noch nicht, wer ich genau bin. Thilo Sarrazin hat geschrieben, er fühle sich am wohlsten als Deutscher unter Deutschen. Ich weiß noch nicht einmal, ob ich ein richtiger Deutscher bin. Und viele Deutsche wissen das auch nicht. Nach der berühmten Geschichte von Carl Zuckmayer aus „Des Teufels General“ steckt in uns allen ein jüdischer Gewürzhändler, ein französischer Hugenotte, oder irgendetwas anderes. Rein deutsch sind wir alle nicht. Deswegen wäre es

schön, das Leben würde damit enden, wir könnten endlich einmal davon absehen, sagen zu müssen, wer wir eigentlich sind. Ob wir Deutsche oder Polen oder Franzosen sind. Wenn es gelingt, dass wir demnächst Europäer sind, dann wäre mir schon sehr viel wohler.

Albus:

Das erinnert mich wie ein Anhauch an das Ende des „Prinzip Hoffnung“ von Ernst Bloch, wo er, ziemlich utopisch, schreibt, dass trotz aller bleibenden Skepsis auch die Hoffnung bleibt, dass der schaffende und gestaltende Mensch Zeit seines Lebens auf der Suche ist nach dem, „was allen in die Kindheit scheint, worin noch niemand war: Heimat.“ Das heißt im Klartext: Es bleibt offen.

Bleibt für dich auch etwas offen, wenn du gehen musst?

Neudeck:

Ja!

Albus:

Was bleibt offen für dich?

Neudeck:

Ob hier die Heimat ist, oder dort?

Albus:

Hier war's das dann, wenn du stirbst. Was aber bleibt offen?

Neudeck:

Ich habe die Vorstellung, dass ich dann alle wieder treffe, von denen wir eben gesprochen haben. Manchmal denke ich, die drei B's sitzen irgendwo zusammen und rauchen: Buber, Böll und Bloch. Dann hat das Rauchen auch seine Gefährlichkeit verloren...

Albus:

Weil die schon tot sind ...

Neudeck:

... Ja! ... Und die drei unterhalten sich, bilden so eine Art Club, lachen über den Unsinn, der auf der Erde jetzt noch abläuft. Und lachen sich kaputt.

Albus:

Aber du glaubst doch, dass das, was du gemacht hast, einen Sinn gehabt hat?

Neudeck:

Ja!

Albus:

Also, schließe ich logisch, werden sich die Drei nicht über dich unterhalten?

Neudeck:

Darüber muss ich noch einmal nachdenken.

Mein Leben zusammenfassen, kann nicht gelingen, weil es ja noch nicht zu Ende ist.

Albus:

Die Antwort gibst du erst dann, wenn du stirbst. Das ist klar!

Neudeck:

Denk ich! Übrigens fällt mir da noch Franz Alts Buch ein: „Friede ist möglich“. Ich habe dieses Buch damals unterschätzt. Ich habe die Besprechung des Buches durch Heinrich Böll als taktisch empfunden. Das war falsch. Ich komme erst jetzt dazu, dass selbst wenn wir meinen, dass es ganz und gar utopisch sei, dass Friede möglich ist, dass er doch möglich ist.

Wir sind jetzt schon, obwohl vieles immer noch nicht „geht“, ein bisschen näher dran an der Verwirklichung der Utopie.

Was mich so skeptisch macht, ist, dass es noch nicht organisiert ist. Die organisierten Formen von Pazifismus waren bisher alle irgendwie zu emotional, zu blauäugig. Ich glaube, dass wir, wenn auch langsam, zu einem neuen Bewusstsein kommen, dass das wirklich möglich ist: Friede!

Ich zitiere noch dazu aus Anne Franks „Tagebuch“:

„Du kannst dir sicher denken wie oft hier verzweifelt gefragt wird, wofür, oh wofür nützt nun dieser Krieg? Warum können die Menschen nicht friedlich miteinander leben? Warum muss alles verwüstet werden? Diese Frage ist verständlich. Aber eine entscheidende Antwort hat bis jetzt noch niemand gefunden. Warum bauen die in England immer größere Flugzeuge?“

Anne Frank 1944. Das muss man sich mal vorstellen!

Immer schwerere Bomben. Und gleichzeitig Einheitshäuser für den Wiederaufbau. Warum gibt man jeden Tag Millionen für den Krieg aus und keinen Cent für die Heilkunde? Für die Künstler, für die Armen? Warum müssen die Leute hungern, wenn in andern Teilen der Welt die überflüssige Nahrung wegfällt? Warum sind die Menschen so verrückt? Ich glaube nicht, dass der Krieg nur von Großen, von den Regierenden, von den Kapitalisten gemacht wird. Nein, der kleine Mann ist ebenso dafür. Sonst hätten sich die Völker doch schon längst dagegen erhoben. Im Menschen ist nun einmal ein Drang zur Vernichtung, ein Drang zum Totschlagen, Morden und Wüten. Und solange die ganze Menschheit ohne Ausnahme keine Metamorphose durchläuft, wird Krieg wüten, wird alles, was gebaut wird, wieder abgeschnitten und vernichtet. Und dann fängt es wieder von vorne an.

Grandios ist das! Gerade angesichts der gegenwärtigen laufenden Kriege und blutigen Konflikte in der Welt!

Der eigentliche Friedensschluss ist am Ende die Versöhnung mit mir selber. Das ist die entscheidende Wende im Leben eines Menschen. Sonst wird er ganz verrückt.

WENN DIE PROPHETEN EINBRÄCHEN

...

Wenn die Propheten einbrächen
durch Türen der Nacht
mit ihren Worten Wunden reißend
in die Felder der Gewohnheit,
Ein weit Entlegenes hereinholend...

Wenn die Propheten einbrächen
durch die Türen der Nacht
und ein Ohr wie eine Heimat suchten -
Ohr der Menschheit
du nesselverwachsenes
würdest du hören? ...

Ohr der Menschheit
du mit dem kleinen Lauschen beschäftigtes,
würdest du hören? ...

Wenn die Propheten aufständen
in der Nacht der Menschheit
wie Liebende, die das Herz des Geliebten suchen,
Nacht der Menschheit
würdest du ein Herz zu vergeben haben?

Nelly Sachs

Im Feuer singen Kein Fazit, aber ein Schluss

Michael Albus

Was einem auffällt am Leben von Rupert Neudeck bei aller Unterschiedenheit, bei aller Radikalität, ja bei aller Rigorosität, ist seine Gelassenheit, seine Furchtlosigkeit, sein Durchhalten von Spannungen und Unsicherheiten, sein unbedingter Wille, nicht aufzugeben, sich nicht anzupassen. Auch seine Furchtlosigkeit in allen Ängsten. Er kommt mir vor wie der Mann, der über den Acker geht, den Samen ausstreut, es wird Nacht und es wird Tag und der Mann weiß nicht wie. Vieles bleibt dem oberflächlichen Betrachter verborgen. Manches kann man nur ahnen. Zum Beispiel woher er seine Kraft nimmt, in aller Müdigkeit und bei aller Erschöpfung, in allem Scheitern, in allen Aussichtslosigkeiten, aufzustehen und weiter zu gehen.

Rupert Neudeck brennt wie ein Feuer in der Nacht, wie eine Kerze an beiden Enden. In seinem Leben scheint etwas Unbedingtes auf, das man letztlich nicht erklären kann.

Was bleibt am Ende? Im Alten Testament, im Buch des Propheten Daniel, gibt es eine Geschichte, die mir einen Zugang zu ihm zu eröffnen scheint, die eine Verstehenshilfe sein könnte für das, was man im landläufigen Sinne nicht verstehen kann. Es die Geschichte vom Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen. Sie verbrennen und singen doch ihren Lobgesang. Manch einen könnte das verrückt oder naiv anmuten. Rupert Neudeck, an Jahren alt geworden, könnte der vierte Jüngling im Feuerofen sein.

DER LOBGESANG DER DREI JÜNGLINGE IM FEUEROFEN

Da sangen die drei im Ofen wie aus einem Mund, sie rühmten und priesen Gott mit den Worten: Preist den Herrn, all ihr Werke des Herrn; lobt und rühmt ihn in alle Ewigkeit!

Preist den Herrn, ihr Himmel, lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!

Preist den Herrn, ihr Engel des Herrn, lobt und rühmt ihn in alle Ewigkeit!

Preist den Herrn, all ihr Wasser über dem Himmel; lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!

Preist den Herrn, all ihr Mächte des Herrn; lobt und rühmt ihn in alle Ewigkeit!

...

Preist den Herrn, Feuer und Glut; lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!

Preist den Herrn, Frost und Hitze; lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!

Preist den Herrn, Tau und Schnee; lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!

Preist den Herrn, Eis und Kälte; lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!

...

Preist den Herrn, ihr Menschen; lobt und rühmt ihn in Ewigkeit!

Er hat uns aus dem lodernden Ofen befreit, uns mitten aus dem Feuer erlöst.

Danket dem Herrn, denn er ist gütig, denn seine Huld währt ewig.

Der Prophet Daniel, Kapitel 3, Vers 51ff.

Altes Testament

Biografische Notiz

Rupert Neudeck, geboren am 14. Mai 1939 in Danzig, Journalist. Gründer des „Komitee Cap Anamur/Deutsche Not-Ärzte e.V. und bis 2013 Vorsitzender des Friedenskorps Grünhelme e.V.

Weltweit bekannt wurde er 1979 durch die Rettung tausender vietnamesischer Flüchtlinge im Chinesischen Meer mit der Cap Anamur.

Rupert Neudeck ist seit 1970 mit Christel Neudeck verheiratet, die ihn bei seiner Arbeit erheblich unterstützt. Sie leben in Troisdorf bei Köln. Das Ehepaar hat zwei Töchter und einen Sohn.

Nach seinem Abitur 1958 studierte er Philosophie, Germanistik, Soziologie und Katholische Theologie. 1961 brach er das Studium ab und trat dem Jesuitenorden bei. Nach dem Austritt nahm er das Studium wieder auf und schloss es 1970 ab. 1972 wurde er zum Doktor der Philosophie promoviert.

1971 begann er als Journalist bei der katholischen „Funk-Korrespondenz“ in Köln, 1976 wechselte er dann in den freien Journalismus. 1977 wurde er Redakteur beim Deutschlandfunk.

Anlässlich der großen Not vietnamesischer Flüchtlinge im Südchinesischen Meer gründete er mit Unterstützung des Schriftstellers Heinrich Böll 1979 das Komitee *Ein Schiff für Vietnam*. 1982 wurde daraus die Hilfsorganisation *Komitee Cap Anamur/Deutsche Notärzte e.V.* Namensgeber war der Frachter *Cap Anamur*, dessen Besatzung um Rupert Neudeck insgesamt 10.375 vietnamesische Flüchtlinge aufnahm und nach Deutschland brachte. Es folgten zahlreiche weitere Hilfseinsätze.

Bis 1998 gehörte er dem Vorstand des *Komitees Cap Anamur* an.

Im April 2003 wurde er Mitbegründer und Vorsitzender des internationalen Friedenskorps *Grünhelme e.V.* Seit 2013 ist er dessen Ehrenvorsitzender.

Personen und Begriffe

Personen

Albertz, Heinrich, (* 22. Januar 1915 in Breslau; † 18. Mai 1993 in Bremen) war ein evangelischer Pastor und ein deutscher Politiker (SPD). Der Theologe war von 1966 bis 1967 Regierender Bürgermeister von Berlin. Während des Besuchs des Schahs von Persien am 2. Juni 1967 kam es in Berlin zu Zusammenstößen von Jubelpersern, bei denen der Polizeibeamte Karl-Heinz Kurras den Studenten Benno Ohnesorg erschoss. Albertz übernahm die Verantwortung für die Vorgänge und trat am 26. September 1967 zurück. Von 1970 bis 1979 war er in Berlin-Zehlendorf wieder als Pastor tätig. Bundesweit in die Schlagzeilen geriet er noch einmal 1975, als er sich im Rahmen der Lorenz-Entführung bereit erklärte, auf die Forderungen der Entführer einzugehen. Beim Gefangenenaustausch, der mit Zustimmung der Bundesregierung und des Berliner Senats vorgenommen wurde, stellte er sich als Geisel zur Verfügung.

Albrecht, Ernst, (* 29. Juni 1930 in Leuchtenburg) ist ein ehemaliger deutscher Politiker der CDU. Er war von 1976 bis 1990 Ministerpräsident von Niedersachsen.

Alt, Franz, (* 17. Juli 1938 in Untergrombach), ist ein deutscher Journalist und Buchautor. Neben seiner eigenen publizistischen Tätigkeit fungiert Alt auch als Herausgeber. Er gab unter anderem Texte von Carl Gustav Jung heraus.

Aron, Raimond, (* 14. März 1905 in Paris; † 17. Oktober 1983 in Paris) war ein französischer Philosoph und Soziologe. Seine Hauptarbeitsgebiete waren die Geschichtsphilosophie und Er-

kennnistheorie, die Kritik des Totalitarismus, und die Analyse der modernen Industriegesellschaften. Aron gilt als einer der bedeutendsten politischen Denker des 20. Jahrhunderts und als Vertreter eines politischen Liberalismus.

Barzel, Rainer, (* 20. Juni 1924 in Braunsberg, Ostpreußen; † 26. August 2006 in München) war ein deutscher Politiker (CDU). Nachdem die CDU unter Barzels Führung die Bundestagswahl im November 1972 verloren hatte, löste ihn Helmut Kohl 1973 als CDU-Vorsitzenden und Karl Carstens als Fraktionsvorsitzenden ab. Als die CDU/CSU 1982 wieder an die Macht kam, wurde Barzel erneut Bundesminister für innerdeutsche Beziehungen. Von 1983 bis 1984 war er der achte Präsident des Deutschen Bundestages.

Beauvoir, Simone de, (* 9. Januar 1908 in Paris; † 14. April 1986 in Paris) war eine französische Schriftstellerin, Philosophin und Feministin. Die politisch engagierte Verfasserin zahlreicher Romane, Erzählungen, Essays und Memoiren gilt als Vertreterin des Existentialismus.

Beyers, Naudé, (* 10. Mai 1915 in Roodepoort, Südafrika; † 7. September 2004 in Johannesburg) war ein südafrikanischer „weißer“ Theologe und Gegner der Apartheid.

Bartoszewski, Wladyslaw, (* 19. Februar 1922 in Warschau) ist ein polnischer Historiker, Publizist und Politiker. Während des Zweiten Weltkriegs schloss er sich dem Widerstand gegen Deutschland an und wurde führender Aktivist in Kossaks' egota-Komitee, das etwa 75.000 Juden rettete. Im September 1940 wurde er als Gefangener mit der Nummer 4427 ins Konzentrationslager Auschwitz verschleppt und im April 1941 schwer krank entlassen. Seit November 2007 ist er Staatssekretär und außenpolitischer Berater des polnischen Ministerpräsidenten Donald Tusk. Bartoszewski soll sich besonders um die polnisch-deutschen und die polnisch-jüdischen Beziehungen bemühen.

Bloch, Ernst, (* 8. Juli 1885 in Ludwigshafen am Rhein; † 4. August 1977 in Tübingen) war ein deutscher marxistischer Philosoph.

Blüm, Norbert, (* 21. Juli 1935 in Rüsselsheim) ist ein ehemaliger deutscher Politiker (CDU), der auch als Kabarettist und Autor tätig ist. Er war von 1982 bis 1998 Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung und langjähriges Mitglied des deutschen Bundestags.

Böll, Heinrich, (* 21. Dezember 1917 in Köln; † 16. Juli 1985 in Kreuzau-Langenbroich) war ein deutscher Schriftsteller und Übersetzer. Er gilt als einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Nachkriegszeit. Im Jahr 1972 erhielt er den Nobelpreis für Literatur.

Boros, Ladislaus, (* 2. Oktober 1927 in Budapest; † 8. November 1981 in Cham) war ein katholischer Theologe und bis 1973 Jesuit. Er floh aus dem kommunistischen Ungarn 1949 und studierte Philosophie und Theologie an verschiedenen europäischen Jesuitenhochschulen. 1954 promovierte er in München in Philosophie mit einer Arbeit über das Problem der Zeitlichkeit bei Augustinus. Er wurde 1957 in Enghien (Belgien) zum Priester geweiht und war von 1958 bis 1973 Mitarbeiter bei der Jesuitenzeitschrift *Orientierung* in Zürich. Ab 1963 hatte er einen Lehrauftrag für Religionswissenschaften an der theologischen Fakultät in Innsbruck. Nach seinem Austritt (1971) aus dem Jesuitenorden hatte er geheiratet und verbrachte als freier Schriftsteller seine von Krankheit gezeichneten letzten Lebensjahre in der Nähe von Zug.

Broder, Henrik M., (* 20. August 1946 in Katowice, Polen) ist ein deutscher Publizist und Buchautor polnischer Herkunft.

Broder schrieb von 1995 bis 2010 hauptsächlich Kolumnen und Polemiken für das Magazin *Der Spiegel* und für die Berliner Tageszeitung *Der Tagesspiegel*. Seit 2011 ist er für *Die Welt*, die *Welt am Sonntag* und *Welt Online* tätig.

Buber, Martin, (* am 8. Februar 1878 in Wien, † am 13. Juni 1965 in Jerusalem) war ein österreichisch-israelischer jüdischer Religionsphilosoph. In seinen philosophischen Werken kommt bei Buber vor allem das Thema des Dialogs als anthropologisches Prinzip des Menschen zum Ausdruck. Sein Hauptwerk trägt den Titel

Ich und Du und behandelt das Verhältnis des Menschen zu Gott und zum Mitmenschen als existentielle, dialogische und religiöse Prinzipien. Buber plädierte in Texten wie *Drei Sätze eines religiösen Sozialisten* für einen religiösen Sozialismus.

Camus, Albert, (* 7. November 1913 in Mondovi, Französisch-Nordafrika, heute Dréan, Algerien; † 4. Januar 1960 nahe Villeblevin, Frankreich) war ein französischer Schriftsteller und Philosoph. 1957 erhielt er für sein publizistisches Gesamtwerk den Nobelpreis für Literatur. Camus gilt als einer der bekanntesten und bedeutendsten französischen Autoren des 20. Jahrhunderts.

Croissant, Claus, (* 24. Mai 1931 in Kirchheim unter Teck; † 28. März 2002 in Berlin) war ein deutscher Rechtsanwalt. Er erlangte Bekanntheit als Verteidiger von Andreas Baader im Stammheim-Prozess gegen die Anführer der Roten Armee Fraktion (1975-1977). Croissant wurde 1979 selbst wegen Unterstützung einer terroristischen Vereinigung verurteilt. Er war später für die West-Berliner Alternative Liste und anschließend für die PDS politisch aktiv. In den 1980er Jahren war Klaus Croissant Inoffizieller Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR.

Dahrendorf, Ralf, (* 1. Mai 1929 in Hamburg; † 17. Juni 2009 in Köln) war ein deutsch-britischer Soziologe, Politiker und Publizist. Er war Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Mitglied des Deutschen Bundestages, parlamentarischer Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Mitglied der Europäischen Kommission, Direktor der London School of Economics and Political Science, Mitbegründer der Universität Konstanz und Mitglied des britischen House of Lords.

Dönhoff, Marion Gräfin von, (* 2. Dezember 1909 auf Schloss Friedrichstein in Ostpreußen; † 11. März 2002 auf Schloss Crottorf bei Friesenhagen) war Chefredakteurin und Mitherausgeberin der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit*. Sie gilt als eine der bedeutendsten Publizistinnen der bundesdeutschen Nachkriegs-

zeit und setzte sich für eine Versöhnung zwischen den Staaten des Ostblocks und dem Westen ein. Nach ihr ist der Marion Dönhoff-Preis benannt, der seit 2003 für internationale Verständigung vergeben wird.

Friedrichs, Hajo, (* 15. März 1927 in Hamm; † 28. März 1995 in Hamburg) war ein deutscher Journalist und zuletzt Moderator der Nachrichtensendung *Tagesthemen*.

Geissler, Heiner, (* 3. März 1930 in Oberndorf am Neckar) ist ein deutscher Politiker (CDU). Er war von 1982 bis 1985 Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit und von 1977 bis 1989 Generalsekretär der CDU. Er trat 2007 der globalisierungskritischen Organisation Attac bei und seit 1997 vermittelt Heiner Geißler regelmäßig in verschiedenen Tarifkonflikten und war dabei mehrfach als Schlichter tätig. In den Jahren 2010 und 2011 fungierte er als Schlichter im Konflikt um das Bahnhofsbauprojekt Stuttgart 21.

Glucksmann, André, (* 19. Juni 1937 in Boulogne-Billancourt) ist ein französischer Philosoph und Essayist.

Gonzaga, Aloisius von, (* 9. März 1568 in Castiglione delle Stiviere (bei Mantua, Norditalien); † 21. Juni 1591 in Rom) war Jesuit und gehört zu den in jungen Jahren gestorbenen Heiligen. Um die Wende zum 20. Jahrhundert traten, aufgrund der damaligen Volksfrömmigkeit, neben seinem Bußeifer auch andere seiner Tugenden in den Vordergrund. Besonders wurde dabei die Tugend der Keuschheit hervorgehoben. Denn bereits mit zehn Jahren hat Aloisius in der florentinischen Kirche SS. Annunziata das Gelübde der Jungfräulichkeit abgelegt; nie sei er der Sünde der Onanie verfallen.

Grosser, Alfred, (* 1. Februar 1925 in Frankfurt am Main) ist ein deutsch-französischer Publizist, Soziologe und Politikwissenschaftler.

Happe, Martin, (* 15. November 1945 in Sendenhorst) ist katholischer Ordensgeistlicher (Weiße Väter) und Bischof von Nouakchott in Mauretanien.

Havel, Vaclav, (* 5. Oktober 1936 in Prag; † 18. Dezember 2011 in Vltice-Hrádeček) war ein tschechischer Dramaturg, Essayist, Menschenrechtler und Politiker, der während der Herrschaft der kommunistischen Partei einer der führenden Regimekritiker der Tschechoslowakei war und zu den Initiatoren der Charta 77 gehörte. Er ist einer der Wegbereiter der deutsch-tschechischen Aussöhnung und Unterzeichner der Deutsch-Tschechischen Erklärung vom 21. Januar 1997. Nach der Samtenen Revolution, an der er maßgeblich beteiligt war, war er von 1989 bis 1992 Staatspräsident der Tschechoslowakei und von 1993 bis 2003 der erste der Tschechischen Republik.

Heidegger, Martin, (* 26. September 1889 in Meßkirch; † 26. Mai 1976 in Freiburg im Breisgau) war ein deutscher Philosoph. Er stand in der Tradition der Phänomenologie (vor allem Edmund Husserls), der Lebensphilosophie (besonders Wilhelm Diltheys) sowie der Existenzdeutung Søren Kierkegaards, die er in einer neuen Ontologie überwinden wollte. Die wichtigsten Ziele Heideggers waren die Kritik der abendländischen Philosophie und die denkerische Grundlegung für ein neues Weltverständnis.

Husserl, Edmund, (* 8. April 1859 in Proßnitz in Mähren, Kaisertum Österreich; † 27. April 1938 in Freiburg im Breisgau) war ein Philosoph und Mathematiker. Husserl gilt als Begründer der Phänomenologie, mit deren Hilfe er die *Philosophie als strenge Wissenschaft* (Titel einer programmatischen Schrift von 1910/11) zu begründen suchte. Er ist einer der einflussreichsten Denker des 20. Jahrhunderts.

Kagame, Paul, (* 23. Oktober 1957 in der Präfektur Gitarama in Ruanda) ist seit dem 22. April 2000 Präsident von Ruanda.

Kamphaus, Franz, (* 2. Februar 1932 in Lüdinghausen) ist emeritierter Bischof der römisch-katholischen Kirche. Von 1982 bis 2007 war er Bischof von Limburg.

Klodt, Bernie, (* 26. Oktober 1926 in Gelsenkirchen; † 23. Mai 1996 in Garmisch-Partenkirchen) war ein deutscher Fußballspieler, der mit dem FC Schalke 04 im Jahre 1958 die Deutsche

Fußballmeisterschaft und mit der Fußballnationalmannschaft im Jahre 1954 die Weltmeisterschaft gewonnen hat.

Kolping, Adolph, (* 8. Dezember 1813 in Kerpen bei Köln; † 4. Dezember 1865 in Köln) war ein deutscher katholischer Priester, der sich insbesondere mit der sozialen Frage auseinandersetzte, und der Begründer des Kolpingwerkes.

Koschnik, Hans, (* 2. April 1929 in Bremen) ist ein deutscher SPD-Politiker. Er war Präsident des Senats und damit Bürgermeister von Bremen und Abgeordneter im Deutschen Bundestag. Vom Dezember 1998 bis zum Dezember 1999 war Koschnik als Beauftragter der Bundesregierung für Flüchtlingsrückkehr, Wiedereingliederung und rückkehrbegleitenden Wiederaufbau in Bosnien und Herzegowina tätig.

Kopelev, Lew, (* 9. April 1912 in Kiew; † 18. Juni 1997 in Köln) war ein russischer Germanist, Schriftsteller und Humanist.

Krzemiński, Adam, (* 27. Januar 1945 in Radecznica, Powiat Zamojski) ist ein polnischer Journalist und Publizist. Krzemiński studierte Germanistik an der Universität Warschau und der Universität Leipzig. Er gilt in Polen als einer der herausragenden Kenner Deutschlands.

Kuron, Jacek, (* 3. März 1934 in Lemberg; † 17. Juni 2004 in Warschau) war ein polnischer Bürgerrechtler, Publizist, Historiker, Pädagoge und Politiker.

Leppich, Johannes, (* 16. April 1915 in Ratibor, Oberschlesien; † 7. Dezember 1992 in Münster) war ein deutscher römisch-katholischer Priester und gehörte dem Jesuitenorden an. Er wurde besonders in den 1950er und 1960er Jahren als Wanderprediger bekannt.

Litt, Theodor, (* 27. Dezember 1880 in Düsseldorf; † 16. Juli 1962 in Bonn) war ein deutscher Kultur- und Sozialphilosoph und Pädagoge.

Loyola, Ignatius von, (* 31. Mai 1491 auf Schloss Loyola bei Azpeitia, Spanien; † 31. Juli 1556 in Rom) war der wichtigste Mitbegründer und Gestalter der später auch als Jesuitenorden bezeichneten

Gesellschaft Jesu (lat.: Societas Jesu, SJ). Er wurde 1622 heiliggesprochen.

Maléter, Pál, (* 4. September 1917 in Eperjes, Königreich Ungarn, Österreich-Ungarn, heute Prešov, Slowakei; † 16. Juni 1958 in Budapest) war ein ungarischer Verteidigungsminister.

Zu Beginn des Ungarischen Volksaufstands 1956 war Maléter Oberst in der ungarischen Armee und Befehlshaber einer Panzerdivision. Zunächst nach Budapest entsandt, um den Aufstand niederzuschlagen, nahm er Kontakt zu den Aufständischen auf und schloss sich ihnen an. Nach der Niederschlagung des Aufstandes wurde er zusammen mit Imre Nagy zum Tode verurteilt und im Budapester Gefängnis durch den Strang hingerichtet.

Marcel, Gabriel, (* 7. Dezember 1889 in Paris; † 8. Oktober 1973 in Paris) war ein französischer Philosoph und der führende Vertreter des christlichen Existentialismus. Er gilt als der Søren Kierkegaard am nächsten stehende Existenzphilosoph des 20. Jahrhunderts.

Mazyek, Aiman, (* 19. Januar 1969 in Aachen) ist ein deutscher Medienberater und Vorsitzender des Zentralrats der Muslime in Deutschland.

Metz, Johann Baptist, (* 5. August 1928 in Welluck/heute Auerbach in der Oberpfalz) ist ein katholischer Theologe (Fundamentaltheologie) und ein Schüler von Karl Rahner, dessen Sämtliche Werke er seit 1995 mit herausgibt. Metz gilt als einer der bedeutendsten und einflussreichsten deutschsprachigen Theologen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Es ist das besondere Anliegen von Metz, die „Autorität der Leidenden“ in die Theologie neu einzuführen bzw. wieder daran zu erinnern.

Michnik, Adam, (* 17. Oktober 1946 in Warschau) ist ein polnischer Essayist und politischer Publizist, Chefredakteur der linksliberalen größten Tageszeitung des Landes Gazeta Wyborcza und ehemaliger antikommunistischer Dissident.

Nell-Breuning, Oswald von, (* 8. März 1890 in Trier; † 21. August 1991 in Frankfurt am Main) war ein katholischer Theologe, Je-

suit, Nationalökonom und Sozialphilosoph, der als „Nestor der katholischen Soziallehre“ gilt.

Pfau, Ruth, (* 9. September 1929 in Leipzig) ist eine römisch-katholische Ordensschwester und Lepraärztin in Pakistan.

Pförtner, Stephanus, (* 23. November 1922 in Danzig; † 2. Juli 2012 in Marburg) war ein deutscher katholischer Moraltheologe und Sozialethiker. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat Pförtner 1945 der Ordensgemeinschaft der Dominikaner bei. Als Theologe lehrte er von 1966 bis 1974 an der Universität Freiburg (Schweiz) Moraltheologie. Nachdem er von der römischen Glaubenskongregation beschuldigt worden war, im Bereich der Sexualethik gegen die kirchliche Autorität verstoßen zu haben, trat er von seinem Lehrstuhl zurück und verließ den Dominikanerorden. Er heiratete 1974 die Ärztin Irmgard Bloos, mit der er zwei Kinder hatte. Pförtner lebte mit seiner Familie in Marburg, wo er von 1975 bis zu seiner Emeritierung 1988 einen Lehrstuhl für Sozialethik im Fachbereich Evangelische Theologie innehatte.

Pieper, Joseph, (* 4. Mai 1904 in Elte (Rheine); † 6. November 1997 in Münster) war ein deutscher christlicher Philosoph.

Polenz, Ruprecht, (* 26. Mai 1946 in Denkwitz) ist ein deutscher Politiker (CDU) und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde. Er war von 2005 bis 2013 Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses des Deutschen Bundestages und von April bis November 2000 Generalsekretär der CDU.

Rahn, Helmut, (* 16. August 1929 in Essen; † 14. August 2003 in Essen) war ein deutscher Fußballspieler. Rahn wurde durch seinen Siegtreffer zum 3:2 im WM-Finale 1954 gegen Ungarn berühmt, der Deutschland zum Weltmeister machte und das „Wunder von Bern“ möglich machte.

Ratzinger, Joseph, Benedikt XVI. (* 16. April 1927 in Marktl, Oberbayern) ist emeritierter Papst und war vom 19. April 2005 bis zu seinem Amtsverzicht am 28. Februar 2013 Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche und des Staates Vatikanstadt. Vor seinem Pontifikat war Benedikt XVI. zuletzt Dekan des Kardi-

nalskollegiums und Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre. Er galt als einer der einflussreichsten Kardinäle und in theologischen und kirchenpolitischen Fragen als rechte Hand seines Vorgängers Johannes Paul II.

Ritter, Joachim, (* 3. April 1903 in Geesthacht; † 3. August 1974 in Münster) war ein deutscher Philosoph und Begründer der nach ihm benannten Ritter-Schule. Er gehört zu den einflussreichsten deutschen Philosophen der Nachkriegszeit. Neben seinem regen bildungs- und hochschulpolitischen Engagement wirkten insbesondere die Theorie der Geisteswissenschaften und die Überlegungen zur praktischen Philosophie weiter, die erheblich zur so genannten „Rehabilitierung der praktischen Philosophie“ in Deutschland beitrugen.

Sarrazin, Thilo, (* 12. Februar 1945 in Gera) ist ein deutscher Volkswirt, Autor und ehemaliger Politiker der SPD. Von 1975 bis 2010 war er im öffentlichen Dienst tätig und von 2000 bis 2001 in leitender Position bei der Deutschen Bahn AG beschäftigt. Von 2002 bis April 2009 war Sarrazin für die SPD Finanzsenator im Berliner Senat und anschließend bis Ende September 2010 Mitglied des Vorstands der Deutschen Bundesbank.

Sartre, Jean Paul, (* 21. Juni 1905 in Paris; † 15. April 1980 in Paris) war ein französischer Romancier, Dramatiker, Philosoph und Publizist. Er gilt als Vordenker und Hauptvertreter des Existentialismus und als Paradefigur der französischen Intellektuellen des 20. Jahrhunderts. Seit seinem 25. Lebensjahr war er mit Simone de Beauvoir liiert.

Scholl-Latour, Peter, (* 9. März 1924 in Bochum; † 16. August 2014 in Rhöndorf) war ein deutsch-französischer Journalist und Publizist.

Straaten, Werenfried van, (* 17. Januar 1913 in Mijdrecht, Niederlande; † 31. Januar 2003 in Bad Soden) bekannt als Speckpater, war ein niederländischer katholischer Ordenspriester und Begründer des internationalen Hilfswerkes Kirche in Not (ehemals Kirche in Not/Ostpriesterhilfe).

Thierse, Wolfgang, (* 22. Oktober 1943 in Breslau) ist ein deutscher Politiker (SPD), von 1998 bis 2005 Präsident des Deutschen Bundestages und von 2005 bis 2013 dessen Vizepräsident.

Troller, Georg Stefan, (* 10. Dezember 1921 in Wien) ist ein österreichischer, in Frankreich lebender Schriftsteller, Fernsehjournalist, Drehbuchautor, Regisseur und Dokumentarfilmer.

Walden, Matthias, (* 16. Mai 1927 in Dresden; † 17. November 1984 in Berlin) war ein konservativer deutscher Journalist.

Wiese, Benno von, (* 25. September 1903 in Frankfurt am Main; † 31. Januar 1987 in München) war ein deutscher Germanist. Von 1929 bis 1932 war Benno von Wiese als Privatdozent an der Universität Bonn tätig, ehe er 1932 einen Ruf an die Universität Erlangen erhielt, wo er von 1932 bis 1943 außerordentlicher Professor für deutsche Literaturgeschichte war. 1943 erhielt von Wiese einen Ruf an die Universität Münster und trat die dortige Professur 1945 an. Von 1957 bis 1970 lehrte von Wiese als ordentlicher Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Bonn, wo er 1970 emeritiert wurde.

Wischnewski, Hans-Jürgen, (* 24. Juli 1922 in Allenstein/Ostpreußen; † 24. Februar 2005 in Köln), bekannter Spitzname „Ben Wisch“, war ein deutscher Politiker (SPD).

Begriffe

Atocha Die Zuganschläge in der spanischen Hauptstadt Madrid am Bahnhof Atocha waren eine Serie von zehn durch islamistische Terroristen ausgelösten Bombenexplosionen am 11. März 2004. Nach Angaben des spanischen Innenministeriums kamen 191 Menschen ums Leben, 2051 wurden verletzt, 82 davon schwer.

Arkandisziplin Unter Arkandisziplin versteht man eine förmliche Verpflichtung des in ein religiöses Geheimnis Eingeweihten, dieses zu wahren.

Boatpeople Der Begriff Boatpeople wurde in den 1970er Jahren aus dem amerikanischen Sprachgebrauch übernommen. Er bezeichnete ursprünglich die in der Folge des Vietnamkrieges in Südostasien geflohenen Menschen, zumeist vietnamesischer Herkunft. Heute wird er auch für Personen in anderen Weltregionen verwendet, die in Booten fliehen. Solche Fluchten werden meist mit ungeeigneten und zudem überladenen Booten unternommen. Die Ursachen von Bootsflucht reichen heute, wie bei jeder Flucht, von individueller Verfolgung – die eine Person im rechtlichen Sinne als Flüchtling qualifiziert – über allgemeine Unsicherheit und bewaffnete Konflikte bis hin zur Suche nach besseren Lebensbedingungen

Bauorden Der Internationale Bauorden (IBO) ist eine in vielen europäischen Ländern verbreitete gemeinnützige Organisation, die europaweit Baulager für junge Erwachsene organisiert, in denen Gemeinschaftseinrichtungen oder Wohnhäuser für Bedürftige errichtet oder renoviert werden. Auch historische Bauwerke werden in solchen Einsätzen restauriert.

Der Bauorden wurde 1953 vom niederländischen Ordensgeistlichen Werenfried van Straaten gegründet, um Studenten zu motivieren, in Deutschland Flüchtlingen und Vertriebenen beim Bau von Eigenheimen zu helfen. Der Bauorden finanziert sich durch Spenden und öffentliche Zuschüsse.

Charta 77 Charta 77 bezeichnet sowohl eine im Januar 1977 veröffentlichte Petition gegen die Menschenrechtsverletzungen des kommunistischen Regimes in der Tschechoslowakei als auch die mit ihr verbundene Bürgerrechtsbewegung, die in den 1970er und 1980er Jahren zum Zentrum der Opposition wurde.

1976 schlossen sich Künstler und Intellektuelle, aber auch Arbeiter, Priester, Exkommunisten und ehemalige Mitarbeiter des Geheimdienstes der Charta an, um auf Menschenrechtsverletzungen aufmerksam zu machen.

Danziger Katholiken Seit 1947 treffen sich die aus Danzig vertriebenen Katholiken alljährlich auf der Jugendburg Gemen bei Borken. Dabei geht es neben dem Erhalt der Gemeinschaft auch um die Pflege des kulturellen und religiösen Erbes und insbesondere um Versöhnung mit dem polnischen Volk.

Grünhelme Der *Grünhelme e. V.* ist eine deutsche Hilfsorganisation mit Sitz in Köln. Der Verein setzt sich für den Bau bzw. Wiederaufbau von Gemeindeinfrastrukturen sowie sozialen, ökologischen, kulturellen und religiösen Einrichtungen in ehemaligen Kriegs- und Krisengebieten ein und wurde im April 2003 von Rupert Neudeck und Aiman Mazyek gegründet. Der Verein bezeichnet die ursprüngliche Konzeption des US-amerikanischen „Peace Corps“ als sein Vorbild und versteht sich als parteipolitisch neutral sowie nationalitäts- und religionsübergreifend.

Hagiographie Die Hagiographie (aus griech. ἅγιον *hagion* „heilig“ und γράφειν *grafein* „schreiben“) umfasst sowohl die Darstellung des Lebens von Heiligen als auch die wissenschaftliche Erforschung solcher Darstellungen.

Nakschbandi Die Naqschbandi-Tariqa (auch *Nakschibandi* bzw. *Nakschibendi*) ist eine der zahlreichen Tariqas (Sufi-Orden) des

Islam, der im 14. Jahrhundert in Zentralasien entstand und sich in den darauf folgenden Jahrhunderten weiter verbreitete. Ihr Gründer ist Baha-ud-Din Naqschband (1318–1389) aus Buchara (heute in Usbekistan)

Profess Ein Profess ist das öffentliche Versprechen eines Anwärter (Novizen) in einer christlichen Ordensgemeinschaft, nach den evangelischen Räten und unter einem Oberen nach einer Ordensregel zu leben. Das Ablegen der Gelübde hat kirchenrechtliche Folgen. So ist das Ordensgelübde ein Eehindernis, das eine gültige kirchliche Eheschließung verhindert, falls kein Austrittsindult erteilt worden ist, mit dem die Dispens von den Rechtsfolgen der Gelübde verbunden ist.

Romanisches Café Das Romanische Café war ein berühmtes Berliner Künstlerlokal bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche im Ortsteil Charlottenburg. Heute steht an der Stelle das Europa-Center.

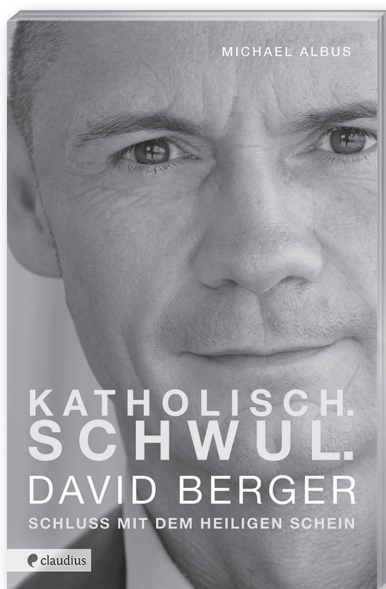
Stabilitatis loci Stabilitas loci (lat. für „Beständigkeit des Ortes“) ist die dauerhafte Bindung eines Mönches oder einer Nonne an ein bestimmtes Kloster. Sie wird u.a. in den Orden benediktinischer Prägung (Benediktiner, Zisterzienser, Trappisten) bei der Profess gelobt. Die Angehörigen dieser Orden geloben bei der Profess Beständigkeit, klösterlichen Lebenswandel und Gehorsam.

Trappisten Die Trappisten sind ein römisch-katholischer Mönchsorden, entstanden im 17. Jahrhundert als Reformzweig innerhalb des Zisterzienserordens. Seit 1903 existiert die Bezeichnung *Orden der Zisterzienser von der strengeren Observanz*.

Textnachweise

- Seite 20, S. 123:** aus: Nelly Sachs, Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Herausgegeben von Aris Fioretos. © Suhrkamp Verlag, Berlin 2010
- Seite 57:** aus: Albert Camus, Fragen der Zeit. Deutsch von Guido G. Meister. © 1960 Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
- Seite 62:** aus: Martin Luther King, Testament der Hoffnung. © 1981 Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
- Seite 75:** Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, Das Neue Testament. Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart
- Seite 86:** aus: Heinrich Böll. Werke, Kölner Ausgabe. Bd. 23. 1984-1985. Hrsg. von Hans Joachim Bernhard und Klaus-Peter Bernhard. © 2007 Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln
- Seite 105:** aus: Hermann Josef Coenen, In Ninive und anderswo. Meditationen, S. 89. Patmos Verlag, Düsseldorf 1989. © Annetrotthoff, Oer-Erkenschwick
- Seite 123:** Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, Das Alte Testament. Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

SCHLUSS MIT DEM HEILIGEN SCHEIN



Michael Albus

Katholisch. Schwul. David Berger

Schluss mit dem heiligen Schein

144 S., Paperback

ISBN 978-3-532-62473-9

David Berger machte Karriere in der katholischen Kirche. Dass er schwul ist, war lange Zeit kein Problem. Bis zu seinem Outing 2010, als er mit dem Bestseller „**Der heilige Schein**“ den scheinheiligen Umgang der katholischen Kirche mit Homosexualität enthüllte.

Hier lernen wir den Menschen hinter dem Skandal kennen. Überraschend persönlich erzählt David Berger vom großen Bruch in seinem Leben, was darauf folgte und wie er heute zur Kirche steht. Eine bewegende Geschichte und ein unglaublicher Blick hinter die Kulissen der katholischen Kirche.

www.claudius.de

 claudius